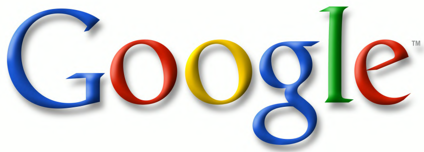
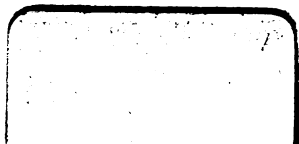

Google

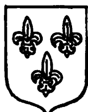




ALTES UND NEUES

SEELIGMANN



Altes und Neues

AN EASY GERMAN READER FOR BEGINNERS

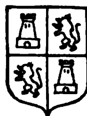
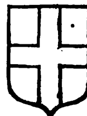
BY

KARL SEELIGMANN

REVISED EDITION



GINN AND COMPANY
BOSTON · NEW YORK · CHICAGO · LONDON
ATLANTA · DALLAS · COLUMBUS · SAN FRANCISCO

PRINTED IN THE UNITED STATES OF AMERICA

A 327.11

The Athenæum Press
GINN AND COMPANY · PRO-
PRIETORS · BOSTON · U.S.A.

Inhalt

AN EASY GERMAN READER

Schlechte Diener

Der Herr sagt zu seinem Diener Jochen: „Geh auf das Feld und mähe den Hafer!“ — Jochen geht auf das Feld; aber er mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu seinem Pudel: „Geh auf das Feld und beiße den Jochen!“ — Der Pudel geht auf das Feld; aber er beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Stocke: „Geh auf das Feld und schlage den Pudel!“ — Der Stock geht auf das Feld; aber er schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Feuer: „Geh auf das Feld und verbrenne den Stock!“ — Das Feuer geht auf das Feld; aber es verbrennt den Stock nicht, der Stock schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Wasser: „Geh auf das Feld und lösche das Feuer!“ — Das Wasser geht auf das Feld; aber es löscht das Feuer nicht, das Feuer verbrennt den

Stock nicht, der Stock schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Ochsen: „Geh auf das Feld und saufe das Wasser!" — Der Ochse geht auf das Feld; aber er säuft das Wasser nicht, das Wasser löscht das Feuer nicht, das Feuer verbrennt den Stock nicht, der Stock schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Schlächter: „Geh auf das Feld und schlachte den Ochsen!" — Der Schlächter geht auf das Feld; aber er schlachtet den Ochsen nicht, der Ochse säuft das Wasser nicht, das Wasser löscht das Feuer nicht, das Feuer verbrennt den Stock nicht, der Stock schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da sagt der Herr zu dem Henker: „Geh auf das Feld und hänge den Schlächter!" — Der Henker geht auf das Feld; aber er hängt den Schlächter nicht, der Schlächter schlachtet den Ochsen nicht, der Ochse säuft das Wasser nicht, das Wasser löscht das Feuer nicht, das Feuer verbrennt den Stock nicht, der Stock schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jochen nicht, der Jochen mäht den Hafer nicht und kommt auch nicht nach Hause.

Da geht der Herr selber auf das Feld und will den Henker hängen. Aber der Henker will ja den Schlächter hängen; der Schlächter will ja den Ochsen schlachten; der Ochse will ja das Wasser saufen; das Wasser will ja das

Feuer löschen; das Feuer will ja den Stock verbrennen; der Stock will ja den Pudel schlagen; der Pudel will ja den Jochen beißen; der Jochen will ja den Hafer mähen — was kann der Herr nun machen?

Der Wettermacher

In Lautental lebte ein Mann. Der Mann war reich. Er war sehr reich. Häuser und Weinberge, Kühe und Schafe, Pferde und Schweine waren sein. Die Häuser waren groß und neu; die Weinberge standen voll Trauben; die Kühe, Schafe und Schweine waren fett, und die Pferde waren die schönsten in Lautental.

Der Mann hatte noch viel mehr. Er hatte eine gute Frau und gute Kinder. Er hatte alles, was er wünschen konnte. Aber der Mann war nicht zufrieden. Er war immer unzufrieden. Er war unzufrieden mit Gott und mit sich selbst, mit seiner Frau und seinen Kindern. Auch mit dem Wetter war er immer unzufrieden. Wenn das Wetter kühl war, sagte er: „Dieses Wetter ist nicht gut für meine Weinberge!" Wenn es regnete, sagte er: „Wir haben zu viel Regen. Es ist zu naß. Wir müssen Sonnenschein haben!" Aber auch wenn die Sonne schien, war es nicht recht. Heute war es zu kalt, morgen war es zu warm; dann war es zu naß, dann zu trocken. Der Mann war niemals zufrieden.

Eines Tages ging er in seine Weinberge. Da standen die Weinstöcke, viele Tausende von Weinstöcken. Und an

allen Weinstöcken hingen schöne Trauben. Er hatte viel mehr Trauben als alle andern Leute in Lautental. Aber der Mann war nicht zufrieden. „Diese Trauben sind zu klein," sagte er. „Das Wetter ist schlecht. Es ist nicht warm genug. Wenn ich das Wetter machen könnte, würde mein Wein viel besser sein!"

Da kam ein großer, schöner Mann. Der Mann sagte zu ihm: „Du bist niemals mit dem Wetter zufrieden. Es ist immer zu warm oder zu kalt, zu naß oder zu trocken. Kannst du besseres Wetter machen?" — „Ja," antwortete der reiche Mann, „ich kann besseres Wetter machen!" — „Gut," sagte der Fremde; „nächstes Jahr sollst du das Wetter selbst machen für deine Weinberge!" Dann ging der Fremde weg.

Nun kam das nächste Jahr. Es war im Monat März. „Ich möchte Schnee haben!" sagte der reiche Mann. Da begann es zu schneien. Der Schnee lag einen Fuß tief in seinen Weinbergen. Dann kam der Monat April. „Jetzt wünsche ich Regen!" sagte der Mann. Da fiel ein warmer Regen, daß der Schnee schmolz. „Das ist gut," sagte der reiche Mann, „aber jetzt wünsche ich warmes Wetter zu haben!" Da begann die Sonne zu scheinen, und der Mann war sehr zufrieden mit seinen Weinbergen und mit dem Wetter, das er gemacht hatte.

So machte er das Wetter den ganzen Sommer. Es regnete und donnerte und blitzte, wenn er es wünschte, und die Sonne schien warm, wenn er es wünschte. Die Weinstöcke in seinen Weinbergen waren groß und schön, und

alle hingen voll Trauben. Da sagte der Mann: „Meine Trauben sind die schönsten in Lautental. Ich habe niemals solche schöne Trauben gesehen. Ja, das kommt von dem Wetter, das ich gemacht habe!"

Endlich war es Herbst, und die Ernte begann. Der reiche Mann pflückte eine große, schöne Traube und kostete. Aber ach! sie war sauer wie Essig! Er hatte niemals solch saure Trauben gekostet. In diesem Augenblick kam der Fremde wieder, den er letztes Jahr gesehen hatte. „Nun," fragte der Fremde, „dieses Jahr hast du das Wetter selbst gemacht. Wie sind jetzt deine Trauben?" Der reiche Mann antwortete: „Schlecht, sehr schlecht; sie sind sauer wie Essig!"

Da lachte der Fremde und sagte: „Ich weiß es. Du hast dieses Jahr das Wetter selbst gemacht. Du hast deinen Weinbergen Schnee und Hagel, Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein gegeben. Aber den Wind hast du vergessen!"

Der Graf und der Nagelschmied

Auf einem großen Gute stand ein Schloß. Das Schloß war groß und schön. Nicht weit von dem Gute stand eine kleine Hütte. In dem Schlosse wohnte ein reicher Graf, und in der Hütte wohnte ein Nagelschmied. Der Nagelschmied machte Nägel. Er machte Nägel vom Morgen bis zum Abend. Er war ein sehr fleißiger Mann. Die Nägel machte er mit einem Hammer. Vom Morgen bis zum Abend hämmerte er. Oft hämmerte er so laut, daß der Graf in dem Schlosse es hören konnte.

Der Graf hatte einen kleinen Sohn. Sein Name war Heinrich. Heinrich war oft allein. Seine Mutter war tot, und er hatte weder Bruder noch Schwester. Heinrich hatte das Hämmern auch oft gehört. Eines Tages fragte er seinen Vater: „Wer hämmert da?“ — „Das ist der Nagelschmied!“ sagte der Graf. „Er wohnt in der kleinen Hütte. Willst du ihn sehen?“ „Ja,“ sagte Heinrich, „ich will den Nagelschmied sehen; und ich will sehen, wie er Nägel macht.“

Am nächsten Tage ging Heinrich zur Hütte. Da stand der Schmied. Mit der linken Hand zog er einen großen Blasbalg, und in der rechten Hand hatte er eine Zange. Mit der Zange hielt er ein Stück Eisen in das Feuer. Das Feuer brannte sehr hell, und das Stück Eisen wurde rot vom Feuer. Da legte der Schmied das Eisen auf den Amboß und begann zu hämmern. Er hämmerte so gut, daß die Funken flogen. In einer Minute war ein Nagel fertig und fiel in einen Eimer voll Wasser.

Nun hatte Heinrich gesehen, wie der Nagelschmied die Nägel machte. Es interessierte ihn sehr. „Kann ich den Blasbalg auch einmal ziehen?“ fragte er den Schmied. „Ja,“ sagte der Schmied, „du kannst den Blasbalg ziehen, wenn du willst.“ Nun ging Heinrich jeden Tag in die Hütte und zog den Blasbalg. Oder er nahm die Zange und hielt das Eisen in das Feuer. Der Schmied war immer froh, wenn er kam.

Eines Tages fragte der Schmied den jungen Grafen: „Willst du nicht auch lernen, einen Nagel zu machen?“ Der Knabe sagte „ja!“ und der Schmied gab ihm den

Hammer und die Zange. Heinrich hielt das Eisen in das Feuer, bis es rot war. Dann legte er es mit der Zange auf den Amboß und hämmerte. Bald war der erste Nagel fertig. Aber der erste Nagel war nicht gut. Er war nicht spitz genug, und der Kopf war zu dick. Da sagte der Nagelschmied: „Der erste Nagel ist nicht sehr gut. Aber du kannst lernen. Du kannst jeden Tag kommen, wenn du willst. Du kannst jeden Tag Nägel machen. Übung macht den Meister!“

Am nächsten Tage kam der Knabe wieder in die Hütte und machte einen Nagel. Dieser war viel besser als der erste. Nun machte er jeden Tag einige Nägel. Bald hatte er das Handwerk so gut gelernt, daß der Schmied sagte: „Deine Nägel sind ebenso gut wie meine. Du bist jetzt ein guter Nagelschmied. Ich bin froh, daß du ein Handwerk gelernt hast. Handwerk hat einen goldenen Boden.“

Heinrich war zehn Jahre alt und ging in die Schule. Da lernte er Lesen, Schreiben, Rechnen, Lateinisch, Geographie und Geschichte. Aber wenn er aus der Schule kam, ging er oft in die kleine Hütte und machte Nägel.

Einige Jahre später starb Heinrichs Vater. Jetzt war er allein Herr auf dem großen Gute und in dem schönen Schlosse. Er war sehr reich. Da kam Krieg in das Land. Die Feinde verbrannten das Schloß, und der junge Graf mußte fliehen. Jetzt war er sehr arm. Er wanderte viele Meilen weit, bis er in ein kleines Dorf kam. Da konnte er nicht weitergehen. Er war müde und sehr hungrig, aber er hatte kein Geld, Brot zu kaufen. Traurig setzte er sich auf eine Bank. „Was soll ich tun?“ dachte er. „Mein Schloß

ist verbrannt, die Feinde haben mein Gut, und ich muß fliehen. Ich bin arm. Ich habe nichts zu essen; ich habe kein Geld; ich habe keine Heimat!“ Da sah er ein helles Feuer, und er hörte hämmern. „Das ist eine Schmiede,“ sagte er zu sich selbst, „ich will zur Schmiede gehen.“ In der Schmiede fand er einen Mann. Dieser Mann war sehr fleißig. Er machte Nägel, und er hämmerte laut und schnell.

„Guten Abend!“ sagte Heinrich, „Sie sind sehr fleißig; haben Sie viel zu tun?“

„Mehr als ich tun kann,“ antwortete der Nagelschmied. „Ich hämmere hier vom Morgen bis zum Abend. Ich muß viele Nägel für den König machen. Ein großer Krieg ist im Lande, und der König muß viele Nägel haben.“

„Aber warum haben Sie keinen Gesellen?“ fragte der junge Graf.

„Ich kann keinen finden,“ war die Antwort. „Die Männer sind alle im Kriege.“

Da war Heinrich sehr froh. „Ich kann auch Nägel machen!“ sagte er. Der Schmied legte seinen Hammer auf den Amboß und fragte: „Sind Sie ein Nagelschmied?“ Heinrich antwortete nicht. Aber er nahm den Hammer und machte einige Nägel so schnell und so gut, daß der Schmied sehr froh war und sagte: „Sie können mein Geselle sein, wenn Sie wollen. Sie können in meinem Hause wohnen, essen und trinken. Und ich gebe Ihnen guten Lohn.“

Da war Heinrich sehr froh. Nun war er nicht mehr so arm. Er hatte eine Heimat und genug zu essen und zu trinken. Und der Nagelschmied gab ihm guten Lohn. Ein

Jahr lang wohnte er in dem Hause des Schmiedes und machte Nägel. Da ging der Krieg zu Ende, und Heinrich konnte in seine Heimat zurückkehren. Der König gab ihm auch sein Gut zurück. Jetzt war der junge Graf wieder reich. Eines Tages ging er wieder zur Hütte, wo er sein Handwerk gelernt hatte. Er wollte dem Nagelschmied danken. Aber er konnte ihn nicht finden; der Schmied wohnte nicht mehr in der Hütte. Nicht weit von der Hütte stand ein schönes, neues Haus. In dem Hause war eine große Schmiede, worin sechs Gesellen hämmerten. Sie machten Nägel und viele andere Dinge. Das war das neue Haus, welches der Nagelschmied gebaut hatte.

Der junge Graf ging in die große Schmiede. Aber er fand den alten Nagelschmied nicht. Der Nagelschmied machte keine Nägel mehr; er war jetzt ein reicher Mann. „Wo ist der alte Nagelschmied?“ fragte der Graf die Gesellen. Diese antworteten: „Er ist in seinem Garten!“ Da ging Heinrich in den Garten, wo er den alten Mann auf einer Bank fand. Und das erste, was er zu dem Nagelschmied sagte, war: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“

Der blinde Schimmel

Der erste und größte von den deutschen Kaisern war Karl der Große. So mächtig und so weise war dieser Kaiser, daß alle andern Könige Europas die größte Achtung vor ihm hatten. Er baute viele Kirchen und Schulen in seinem Lande und liebte Ordnung und Gerechtigkeit.

Er wohnte einmal in der Stadt Zürich. Da baute er ein Haus, welches an allen Seiten große Türen hatte. Diese Türen standen Tag und Nacht offen. Auf dem Dache des Hauses war eine Glocke, von welcher ein langes Seil herabhing. Wenn jemand diese Glocke zog, dann kamen die Diener des Kaisers und fragten: „Wer hat dir unrecht getan? Der Kaiser wird dir helfen!“ Also konnte niemand in Zürich seinem Nachbar unrecht tun.

Nun wohnte damals in Zürich ein Mann, der war sehr reich. Er hatte ein großes Gut. Auf dem Gute waren viele Häuser, Gärten und ein schattiger Park. In diesem Parke ritt der Mann jeden Tag auf einem schönen Schimmel. Einmal ritt er in dem Parke, da sprangen Räuber aus dem Gebüsch und wollten ihn töten. Das Pferd aber begann zu laufen und lief so schnell, daß die Räuber den Mann nicht töten konnten. Das Pferd hatte ihn gerettet. Nun war der Mann sehr dankbar gegen sein Pferd und sagte: „Mein liebes Pferdchen, du allein hast mein Leben gerettet. Ich werde das niemals vergessen, und solange du lebst, sollst du den schönsten Hafer haben!“

Nun hatte der Schimmel einige Jahre ein gutes Leben. Der Mann gab ihm das beste Futter und ritt ihn jeden Tag. Endlich aber wurde das Pferd alt und lahm, und konnte nicht mehr sehen. Da vergaß der Mann, was es für ihn getan hatte, und sagte zu seinem Diener: „Jage den alten Schimmel aus dem Stalle; er ist zu nichts nütz; ich will ihn nicht mehr füttern!“

Der Diener tat, was sein Herr gesagt hatte. Er jagte das Pferd aus dem Stalle. Langsam wanderte es durch die Felder, aber es fand nichts zu fressen, denn es war blind, und es war Winter. Am Abend kam das arme Tier zurück zu seinem Stalle, aber die Tür war zu, und der Diener jagte es wieder weg. Nun wanderte es müde und hungrig über die Felder, welche voll Schnee waren. Zuletzt fand es den Weg in das Haus, wo die Glocke hing, und es fand auch das Seil an der Glocke. Weil es Hunger hatte, faßte es das Seil mit den Zähnen. Da begann die Glocke zu klingen. Als der Kaiser die Glocke hörte, sprach er zu seinen Dienern: „Die Glocke klingt. Geht zu dem Hause und seht, wer meine Hilfe wünscht!" Da fanden sie den blinden Schimmel und brachten ihn vor den Kaiser.

Dieser sagte: „Bringt den Mann vor mich, dem das Pferd gehört!" Da brachten die Diener den reichen Mann vor den Kaiser.

„Ist das dein Pferd?" fragte der Kaiser.

„Ja, Herr Kaiser!" antwortete der Mann.

„Warum hast du es aus dem Stalle gejagt?"

„Es ist lahm und blind und zu nichts nütz!" war die Antwort.

„War das Pferd immer lahm und blind?" fragte der Kaiser weiter.

Der Mann antwortete nicht. Da erzählte ein Nachbar des reichen Mannes, was das Pferd getan hatte. Als der Kaiser es hörte, wurde er sehr zornig. „Das Pferd hat dein Leben gerettet," sagte er; „es war ein gutes Pferd,

und es hat dir viele Jahre treu gedient. Bringe das Pferd sogleich in seinen Stall, und gib ihm gutes Futter, solange es lebt. Ein Mann muß gerecht sein auch gegen sein Pferd!“

Die silbernen Tannzapfen

Im Harzgebirge liegt eine kleine Stadt. Diese Stadt heißt Grund. In dem Walde nahe bei dieser Stadt steht ein hoher Felsen, über hundert Fuß hoch. Am Fuße des Felsens ist eine Höhle. Die Höhle ist niedrig, aber sehr tief. Hier wohnte in alten Zeiten der Zwergkönig Hübich, und der Felsen heißt deshalb der Hübichenstein.

Einmal wohnte in Grund ein armer Bergmann, der war krank. Viele Wochen lang konnte er nicht arbeiten und nichts verdienen. Endlich war kein Stück Brot mehr im Hause, und die Frau und die Kinder des Bergmanns hungerten. Da weinte die Frau und sprach zu ihrem Manne: „Was sollen wir tun? Du kannst nicht arbeiten und unsere Kinder sind hungrig. Ich will in den Wald gehen und Tannzapfen sammeln, daß ich einige Groschen verdiene und Brot kaufe für unsere Kinder!“

Darauf ging die Frau zum Hübichenstein und suchte Tannzapfen. Aber andere Frauen hatten schon Tannzapfen gesammelt an jener Stelle, deshalb fand die Frau des Bergmanns nur wenige. Da setzte sie sich auf einen Stein und weinte bitterlich. „Meine Kinder sind hungrig,“ sprach sie zu sich selbst, „und ich kann ihnen kein Brot bringen.“ Plötzlich fiel ein Tannzapfen von einer Tanne und traf sie

auf den Kopf. Sie nahm ihn und warf ihn in ihre Kiepe. Da traf sie ein anderer Tannzapfen auf den Arm, und dann noch einer, und noch einer, und dann so viele, daß es Tannzapfen regnete. Zuerst dachte die Frau: „Das sind böse Buben; sie wollen mich foppen!“ Sie schaute hinauf in die Tannen und in die Höhle und hinter die Büsche, aber sie sah niemand. Plötzlich dachte sie an die Zwerge des Hübichensteins. Nun wollte sie nicht länger an der Stelle bleiben. Hastig sammelte sie so viele Tannzapfen, daß ihre Kiepe voll war, und ging dann schnell nach Hause. Hier schüttete sie die Tannzapfen in den Stall und erzählte dann alles ihrem Manne.

Am Abend ging die Frau wieder in den Stall. Da lagen die Tannzapfen, aber sie waren alle weiß wie Silber. „Träume ich oder wache ich?“ dachte die Frau und nahm einen der Zapfen von dem Haufen. Er lag schwer in ihrer Hand wie Metall. Da eilte die Frau zu ihrem Manne und zeigte ihm den Tannzapfen. Der Bergmann sah, daß er wirklich von Silber war. Da war große Freude in dem Hause. Die Frau ging schnell zu einem Goldschmied und verkaufte den silbernen Tannzapfen für zehn Taler. Dann kaufte sie Brot, Fleisch und Kartoffeln. Zu Hause setzte sich die Familie an den Tisch, und alle aßen mit gutem Appetit. Der Bergmann aber sagte: „Liebe Frau, wir müssen den Zwergen danken für ihre Güte. Morgen mußt du wieder in den Wald gehen. Vielleicht kommt einer der Zwerge aus der Höhle. Habe keine Furcht, die Zwerge sind immer gütig und helfen einem armen Manne, wenn er in Not ist.“

Am nächsten Morgen ging die Frau wieder zum Hübichenstein. Da saß am Wege ein graues Männlein, das war der Zwergkönig Hübich. Die Frau hatte zuerst große Furcht, aber der kleine Mann fragte sie gütig: „Nun, waren meine Tannzapfen gut?" — „Ach, Herr König," antwortete die Frau, „wir danken Euch tausendmal für Eure Güte. Mein Mann ist krank, wir hatten kein Stück Brot mehr im Hause, und wir waren in großer Not. Jetzt aber haben wir genug zu essen für viele Jahre!" Mehr konnte sie nicht sagen, und ihre Augen waren voll Tränen.

Das graue Männlein aber sagte: „Ich habe hier etwas für Euren kranken Mann. Nehmt dieses Kraut, macht einen Tee davon und laßt Euren Mann fleißig trinken!" Die Frau nahm das Kraut und wollte dem Zwergkönig danken, aber er war nicht mehr zu sehen. Da ging sie nach Hause, machte den Tee und ließ ihren Mann davon trinken. Der Tee war sehr gut. In einigen Tagen war der Bergmann wieder gesund und konnte wieder arbeiten und Geld verdienen. Die silbernen Tannzapfen aber verkaufte er, und das Geld sparte er für seine Kinder.

Der Rosenstrauch zu Hildesheim

In Norddeutschland liegt eine Stadt, die Hildesheim heißt. Diese Stadt hat einen Dom, welcher viele hundert Jahre alt ist. An einer Seite des Domes steht ein Rosenstrauch. Das ist der größte Rosenstrauch in der Welt. Er ist so alt wie der Dom, sein Stamm ist dicker als ein Arm,

und im Sommer sind viele Tausende von Rosen daran. Alle Fremden, die nach Hildesheim kommen, wollen den Dom und den Rosenstrauch sehen.

Von diesem Dome erzählt man die folgende Geschichte. Es war einmal ein Kaiser in Deutschland mit Namen Ludwig. Der war ein sehr frommer Mann. Jeden Tag ging er in die Kirche, um zu beten. Als ein Symbol seines Glaubens trug er immer ein goldenes Kreuz um den Hals, und dieses Kreuz liebte er mehr als seinen Thron.

An einem kalten Wintertage war Ludwig auf der Jagd. Da sah er einen großen Hirsch. Der Hirsch sprang in das Gebüsch, und Ludwig folgte ihm, so schnell er konnte. Aber weil der Schnee zu tief war, konnte er ihm nicht schnell genug folgen. Auch waren viele Dornen in dem Gebüsch. Endlich sah der Kaiser den Hirsch nicht mehr und ging zurück zu seinen Dienern.

Die Jagd dauerte den ganzen Tag, und es war schon Abend, als der Kaiser nach Hause zurückkehrte. Das Abendessen war fertig, aber Ludwig ging zuerst in seine Hauskapelle, um zu beten. Da vermißte er das goldene Kreuz, das er immer um den Hals getragen hatte. Sogleich rief er seine Diener und sprach: „Mein goldenes Kreuz ist weg; ich muß es auf der Jagd verloren haben. Nehmt sogleich Laternen, geht hinaus in den Wald und sucht mein Kreuz! Wer es findet, dem gebe ich meinen schönsten goldenen Ring!“

Da nahmen die Diener sogleich Laternen und gingen hinaus in den Wald, um das Kreuz zu suchen. Sie suchten

mehrere Stunden, und es war Mitternacht, bevor sie nach dem Schlosse zurückkehrten. Aber das Kreuz hatten sie nicht gefunden.

Am nächsten Morgen begannen sie wieder zu suchen. Schritt vor Schritt folgten sie den Spuren der Jagd in dem Schnee. Da kamen sie endlich an eine Stelle, wo aller Schnee geschmolzen und der Boden mit frischem Gras bedeckt war. Inmitten dieser grünen Stelle stand ein wilder Rosenstrauch ganz voll Blätter. Als die Diener voll Erstaunen näher kamen, sahen sie das Kreuz des Kaisers an dem Rosenstrauch hangen. Sie nahmen es, brachten es dem Kaiser und erzählten, wo sie es gefunden hatten. Da befahl der Kaiser, auf jener Stelle eine Kirche zu bauen und den Altar neben den Rosenstrauch zu setzen. Man tat, was der Kaiser befohlen hatte, und der Rosenstrauch grünt und blüht bis auf diesen Tag.

Fritz und der Wolf

Fritz war der Sohn eines Försters, und sein Haus lag mitten im Walde, fast drei Meilen vom nächsten Dorfe. Eines Tages mußte er einen Brief nach dem Dorfe tragen, wo er viele Freunde hatte. Er besuchte sie alle, und so kam der Abend, bevor er nach Hause ging. Es war tief im Winter, und der Mond glitzerte auf dem Schnee. Ungefähr dreihundert Schritte von dem Hause seiner Eltern sah er etwas am Wege sitzen. Zuerst dachte er: „Das ist ein Hund!“ Als er aber näher kam, sah er, daß es nicht ein

Hund, sondern ein Wolf war. Sein Vater hatte oft gesagt, daß man sich auf die Erde legen und ganz still sein müsse, wenn man einem Bären begegne. In seiner Angst vergaß er, daß dies nicht ein Bär, sondern ein Wolf war, und warf sich platt auf den Weg.

Sogleich kam der Wolf mit langsamen Schritten heran und beschnoberte den Knaben. Fritz lag ganz still. Jetzt ging der Wolf um ihn herum; dann stand er bei den Füßen still und berührte ihn mit der Schnauze. Überall traf er auf Kleider. Der Wolf kam dem Kopfe näher und näher, und zuletzt berührte er den Hals. Hier fand er Fleisch. Er schnoberte, er leckte, er kniff mit den Lippen, das Wasser aus seinem Maule lief in Fritzens Halsbinde. Nun wurde das Lecken lebhafter, und das Schnobern heftiger und gieriger. Zuletzt trat der Wolf mit einem Fuße über, so daß er Fritzens Hals zwischen seinen Vorderbeinen hatte.

Da dachte Fritz: „Jetzt Tod oder Leben!" Schnell wie der Blitz faßte er den Wolf bei den Vorderbeinen, zog ihn fest an sich, sprang auf und trug so seinen hungrigen Gast auf dem Rücken. Der Wolf versuchte zu beißen, aber Fritz zog ihn so dicht an sich, daß das wilde Tier nicht Raum genug hatte, den Hals mit seinen Zähnen zu ergreifen. Die Schnauze lag dicht an Fritzens linker Backe; die scharfe, trockene Zunge hing neben seinem Munde. Der Wolf röchelte, weil Fritz ihn so fest an sich preßte, daß er nicht atmen konnte. Mit seinen Hinterklauen kratzte er die Beine des armen Knaben durch Stiefel und Strümpfe blutig.

„Vater, Vater!“ rief Fritz, als er an die Hoftür kam; „Vater, um Gottes willen, Vater!“ rief er noch einmal in schrecklicher Angst, denn niemand hörte. Die Tür war verschlossen; im Hause schlief alles. Er war erschöpft. Klopfen konnte er nicht, weil er keine Hand frei hatte. Er wollte mit dem Fuße an die Tür stoßen, aber er fürchtete, mit seiner Last zu fallen. Endlich rannte er rückwärts mit seinem Freunde Wolf gegen die Tür. Der Wolf kreischte. Da begannen die Hunde des Försters im Hofe zu bellen: Tiras, Diana, Waldmann, Dachs, Luchs, Flink, — alle rannten mit lautem Gebell nach der Hoftür.

„Vater,“ rief Fritz durch das Hundegebell, „um Gottes willen mach' die Tür auf, ich habe einen Wolf lebendig!“ Jetzt endlich hörte der alte Förster. In einer Minute war er mit seiner Büchse im Hofe und öffnete die Tür. „Schieß nicht,“ rief der Sohn, „ich habe ihn auf dem Rücken! Mach' die Scheune auf!“ Er stellte sich mit dem Rücken gegen die Scheunentür und warf den Wolf mit einem Ruck in die Scheune. Hier erwarteten die Hunde den Gefangenen. Aber drei biß er tot, bevor eine Kugel aus der Büchse des Försters sein Leben endete.

Der Müller und sein Esel

Ein Müller hatte einen Esel, der das Korn zur Mühle tragen mußte. Endlich aber wurde der Esel alt und konnte die schweren Säcke nicht mehr tragen. Da sprach der Müller zu seinem Sohn: „Johannes, der Esel ist zu nichts

mehr nütz; morgen wollen wir ihn in die Stadt treiben und verkaufen!"

Am nächsten Morgen trieben die beiden den Esel nach der Stadt. Nicht weit von der Mühle begegnete ihnen ein Schlächter. „Warum laßt ihr den Esel leer laufen?" fragte er lachend, „kann nicht einer von euch reiten?" — „Das ist wahr," sagte der Müller und stieg auf den Esel.

Nach einer Weile begegnete ihnen ein Fuhrmann. Er hatte eine Wagenladung Holz aus dem Walde geholt und wollte sie auch in der Stadt verkaufen. Er sah den Müller auf dem Esel und rief laut: „Ihr seid gewiß ein grausamer Vater; da sitzt Ihr bequem auf dem Tiere und laßt Euren Sohn in dem tiefen Sande gehen!" Sogleich stieg auch der Sohn auf den Esel, und nun ritten sie alle beide.

Der Weg führte durch ein Dorf, wo ein Gärtner unter seinen Gemüsen arbeitete. Schritt vor Schritt kam der müde Esel mit seiner Last näher. „Ach, das arme Tier!" rief der Gärtner. „Es ist schon so alt, daß es kaum leer gehen kann, und jetzt muß es eine doppelte Last tragen. Ihr seid Tierquäler!" Der Müller war erstaunt, daß er es den Leuten nicht recht machen konnte; aber er stieg schnell von dem Esel und ließ seinen Sohn allein reiten.

Nicht weit von dem Gemüsegarten begegnete ihnen eine Bauernfrau mit einem Korb voll Obst auf dem Kopfe. Sie stand still und schaute ärgerlich auf den Jungen. Dann rief sie: „Schämst du dich denn nicht, du junger Bursch, daß du reitest und deinen alten Vater zu Fuß gehen lässest?" Jetzt stieg der Sohn ab und sagte zu seinem Vater: „Vater,

ich weiß, was wir tun müssen, wenn wir es den Leuten recht machen wollen: wir müssen den Esel tragen!“ — „Du hast recht!“ sagte der Müller; und nun banden sie dem Esel die Beine zusammen und hängten ihn auf eine Stange, die sie im Walde fanden. Dann nahm der Müller das eine Ende der Stange auf die Schulter, und der Junge das andere Ende, und so trugen sie den Esel in die Stadt.

In der Stadt aber war Jahrmarkt, und die Straßen waren voll Leute. Alle lachten laut, als sie die beiden mit ihrem Esel sahen, und einer rief: „Das ist doch komisch, daß zwei Esel den dritten zu Markte tragen!“ Der Müller aber und sein Sohn hatten nun gelernt, daß man es nicht allen Leuten recht machen kann.

Das Riesenspielzeug

Die Ritter der Burg Neideck, die auf einem hohen Berge im Elsaß liegt, waren in alten Zeiten große Riesen. Einmal ging ein Riesenfräulein von der Burg hinunter ins Tal. Sie war nie da unten gewesen, und alles, was sie sah, war ihr neu. Durch Wälder und Wiesen kam sie endlich an ein Feld, wo ein Bauer gerade pflügte. Verwundert stand sie still und schaute auf den Bauer, die Pferde und den Pflug. Solche niedlichen kleinen Dinger hatte sie noch nie gesehen. Da kam ihr ein Gedanke. „Das ist ja ein wunderschönes Spielzeug,“ rief sie, „das nehme ich nach Hause mit!“ Schnell kniete sie nieder, breitete ihre Schürze aus, fuhr mit der Hand über das Feld und strich alles

hinein. Dann lief sie vergnügt zurück, den Berg hinauf. Wo der Felsen so steil ist, daß ein Mensch nur sehr langsam klettern kann, da tat sie einen Schritt und war droben.

Der alte Ritter, ihr Vater, saß gerade am Tisch, als das Mädchen in die Halle trat. „Nun, mein Kind," rief er, seinen langen Bart streichend, „was bringst du da? Deine Augen leuchten ja vor Freude!" „Ach, Vater," antwortete das Mädchen, „ein allerliebstes Spielzeug. So etwas Schönes hab' ich mein Lebtag nicht gehabt!"

„Ei, so laß einmal sehen, was da in deiner Schürze zappelt!"

Darauf nahm sie eins nach dem andern aus der Schürze und stellte es auf den Tisch: den Pflug, den Bauer und seine Pferde. Als alles auf dem Tische stand, klatschte sie vor Freude in die Hände. „Sieh nur, Vater," rief sie, „sieh nur, wie sich die kleinen Dinger bewegen! O das niedliche Spielzeug!"

Der alte Ritter aber machte plötzlich ein sehr ernstes Gesicht und sprach: „Kind, was hast du da angestiftet! Das ist kein Spielzeug. Geh gleich und trag's wieder hinab ins Tal!" Nun fing das Fräulein an zu weinen; es half ihr aber nichts. „Das ist ein Bauer mit seinem Pflug und seinen Pferden," sagte der Ritter. „Jedes Jahr pflügt er sein Feld und pflanzt Weizen und Roggen und Hafer, Kartoffeln und anderes Gemüse. Wenn der Bauer sein Feld nicht baut, dann haben wir Riesen kein Brot zu essen.' Deshalb ist er kein Spielzeug. Tue alles wieder sachte in deine Schürze, trag es hinab ins Tal und stelle es an denselben Platz, wo du's genommen hast."

Der Barbierjunge zu Segringen

In das Gasthaus zu Segringen kam eines Tages ein Fremder. Der war ein großer, starker Mann mit schwarzem Haar und schwarzen, feurigen Augen. Ein dichter schwarzer Bart bedeckte fast sein ganzes Gesicht, und auch seine Kleidung war von schwarzer Farbe. Der Mann hatte etwas Unheimliches in seinem Aussehen.

„Herr Wirt," schrie er mit einer tiefen Baßstimme, „ich bin hungrig und durstig. Bringen Sie mir etwas zu essen und eine Flasche Wein. Aber schnell!" Der Wirt lief in die Küche, und bald stand ein Mittagessen nebst einer Flasche Wein auf dem Tische. Der Fremde setzte sich und begann zu essen. Er aß und trank in solcher Eile, daß Teller und Flasche in wenigen Minuten leer waren. Jetzt rief er den Wirt. „Haben Sie keinen Barbier hier im Ort, der mich rasieren kann?" Der Wirt sagte ja und holte den Barbier, der nur einige Häuser entfernt wohnte.

Mit dem Barbierbeutel in der einen und seinem Hute in der andern Hand trat der Barbier ins Zimmer. „Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?" flüsterte der kleine Mann mit einer tiefen Verbeugung. — „Sie sollen mich rasieren!" schrie der Fremde mit Donnerstimme, „aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Sie mich nicht schneiden, so gebe ich Ihnen fünf Taler. Wenn Sie mich aber schneiden, so stech' ich Sie tot. Sie wären nicht der erste!"

Der Barbier, der schon erschrocken war, als er die laute Stimme hörte, zitterte jetzt an allen Gliedern. Der

fürchterliche Mann hatte ein langes, spitzes Messer aus seinem Rock gezogen und auf den Tisch gelegt; und sein Gesicht sah nicht aus, als ob er Spaß mache. „Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, mein Herr," sagte der Barbier mit zitternder Stimme; „ich bin kein junger Mann mehr, und meine Hand zittert schon ein wenig. Ich werde Ihnen meinen Gesellen schicken, der hat eine sichere Hand!" Damit lief er aus dem Zimmer, so schnell er konnte, und dankte Gott, als er heil wieder draußen war. „Das ist ja ein fürchterlicher Kerl!" dachte der Barbier. „Mit dem will ich nichts zu tun haben. Ich bin ja Familienvater und habe fünf Kinder zu Hause. Nein, da kann der Geselle hingehen!"

Nach einiger Zeit trat der Geselle in die Wirtsstube. — „Mein Meister schickt mich —" „Ja, Ihr Meister schickt Sie, weil Sie eine sichere Hand haben," unterbrach ihn der Fremde mit seiner lauten Stimme. „Ich hoffe, Ihr Meister hat recht. Sie sollen mich rasieren. Ich bin aber sehr kitzlich, und es ist wohl möglich, daß ich mit dem Gesichte zucke. Wenn Sie mich rasieren können, ohne mich zu schneiden, so geb' ich Ihnen fünf Taler. Wenn Sie mich aber schneiden, so stech' ich Sie tot, so wahr mein Bart schwarz ist!"

Wie der Geselle das hörte, wurde er ein wenig blaß. Er faßte sich aber schnell wieder und sagte: „Meine Hand ist ganz sicher, und ich würde Sie mit Vergnügen rasieren, Herr; aber Ihr Bart ist sehr stark und braucht ein scharfes Messer. Ich habe aber heute kein scharfes Messer in meinem Beutel. Der Lehrjunge hat seine Messer heute morgen alle

geschliffen; ich werde ihn gleich schicken!“ Damit lief er auch fort, denn er dachte: „Soll ich mich von diesem schwarzen Kerl totstechen lassen? Der sieht ja aus wie der Teufel selbst! Es ist besser, wenn ich den Lehrjungen schicke. Der ist noch jung, und hier kann er etwas lernen.“

Zuletzt trat der Lehrjunge in die Wirtsstube, ein kleiner Bursche von kaum sechzehn Jahren. „Oho,“ schrie der Fremde mit einem fürchterlichen Lachen, „also du kleiner Bursche willst mich rasieren? Nun, hier liegt ein Goldstück, und hier liegt ein Messer. Das Goldstück ist fünf Taler wert. Das sollst du haben, wenn du mich rasierst, ohne mich zu schneiden. Das ist aber keine leichte Arbeit, Junge! Ich habe eine sehr kitzliche Haut und mag wohl mit dem Gesichte zucken. Wenn du mich schneidest, so stech' ich dich mit dem Messer tot!“ Und er sah den armen Lehrling an mit ein Paar Augen, die wie feurige Kohlen leuchteten. Der Lehrjunge aber dachte bei sich: „Fünf Taler? Das ist mehr, als ich in sechs Monaten verdiene. Dafür kann ich mir einen neuen Rock für die Kirchweihe kaufen, und einen neuen Rasierbeutel dazu. Ich wag's. Wenn er mit dem Gesichte zuckt, so weiß ich, was ich tue!“ — Ruhig nimmt er seine Sachen aus dem Beutel, der Fremde setzt sich auf den Stuhl, und der Junge rasiert ihn langsam und vorsichtig, aber ohne alle Furcht. Endlich ist er fertig, und er hat den gefährlichen Fremden kein einziges Mal geschnitten.

„Hier ist dein Geld, Junge,“ schrie der Fremde mit lautem Lachen, „du hast's ehrlich verdient. Wahrhaftig, du

bist ein mutiger kleiner Bursche. Du hast mehr Mut als dein Meister und sein Geselle. Hattest du denn gar keine Furcht?" — „Furcht?" antwortete der Junge, „warum sollte ich denn Furcht haben? Sie waren ja ganz in meiner Gewalt. Ich hatte die Hände und mein schärfstes Rasiermesser an Ihrer Gurgel. Wenn Sie nun mit dem Gesichte gezuckt hätten, so daß ich Sie geschnitten hätte, so würden Sie keine Zeit gehabt haben, das Messer dort zu ergreifen. Ich würde Ihnen sofort mit meinem Rasiermesser den Hals abgeschnitten haben!"

Wie der Fremde das hörte und an die Gefahr dachte, in welcher er geschwebt hatte, wurde er ganz blaß. „Gott sei Dank!" dachte er bei sich selbst, „daß die Geschichte so gut abgelaufen ist. Das nächste Mal aber mache ich solchen Spaß nicht wieder!"

Der Geiger von Echternach

Vor vielen hundert Jahren war es Sitte, daß fromme Leute nach dem heiligen Lande pilgerten. Dort beteten sie am heiligen Grabe und besuchten alle die Orte, wo Jesus gelebt und gelitten hat. Einmal pilgerte ein Mann aus Echternach nach Palästina, der hieß „der lange Veit," weil er so groß war. Seine junge Frau ging auch mit. Zehn Jahre hörten ihre Verwandten nichts von den beiden. Da glaubten sie, er sei tot, und teilten alle seine Güter unter sich. Am Ostersonntag Anno 729 erschien aber der lange Veit plötzlich wieder in Echternach. Sein Gesicht war traurig,

denn er kam allein: seine Frau war von den Sarazenen ermordet worden. Er kehrte arm zurück und hatte nichts als ein Instrument, das niemand kannte, eine Art Geige.

Nun forderte Veit seine Güter zurück. Da beschlossen seine Verwandten, ihn des Mordes anzuklagen. „Er hat sicher seine Frau getötet!" sagten sie. In jenen Zeiten war es Sitte, daß ein Ankläger mit dem Angeklagten kämpfen mußte. Siegte der Ankläger, so war der Angeklagte schuldig. Siegte aber der Angeklagte, so war die Anklage falsch.

Also erboten sich drei der stärksten unter den Verwandten, mit dem langen Veit zu kämpfen. Am Tage nach Pfingsten fand der Zweikampf statt. Schon beim ersten Gange fiel Veit zu Boden, und sein Ankläger setzte ihm den Fuß auf den Hals. Da fanden sie Veit des Mordes schuldig und führten ihn zum Tode. Als letzte Gnade bat er, daß er auf seinem letzten Gange seine Geige mitnehmen dürfe. Der Richter erfüllte seine Bitte; mit seiner Geige unter dem Arm bestieg er die Leiter. Tausende von Menschen umstanden den Galgen, der am Fuße eines Hügels errichtet war.

Da nahm Veit den Fiedelbogen und begann zu spielen. Erstaunt lauschte die Menge. Sie hatten solche Töne nie gehört. Wie Schluchzer und Tränen kam es aus der wunderbaren Geige, so daß alle weinen mußten. Auch der Richter weinte, und der Henker, der oben auf der Leiter stand, wankte und ließ das Seil fallen. Veit aber spielte immer weiter und immer lauter, bis die Leute glaubten, daß Feuerfunken aus seiner Geige sprühten. Dann begann er eine langsame, sanfte Melodie, die klang süß und himmlisch wie

ein Gebet. Alle fielen auf die Knie. Leiser und leiser klang das Instrument, — jetzt war es ganz still.

Plötzlich fing er wieder an. Sein Bogen flog über die Saiten wie ein Sturmwind. Lauter und wilder klang die Melodie. Da sprangen alle auf und fingen an zu tanzen. Zuerst langsam, dann schneller und immer schneller, bis sich alle, jung und alt, groß und klein, im wilden Tanze drehten. Veits Verwandte und der Richter tanzten um die Leiter, der Henker tanzte unter den Galgen. Da stieg Veit, noch immer spielend, von der Leiter und ging ruhig durch die tanzende Menge. Niemand konnte ihn halten. Langsam ging er weg, noch immer spielend. Und solange die Leute die Töne der Geige hören konnten, mußten sie tanzen. Mit dem letzten Tone verschwand auch der Geiger.

Eine Sage aus dem Schwarzwalde

Hoch über dem Bette des Rheins liegt der Mummelsee. Er ist auf allen Seiten von den höchsten Bergen des Schwarzwaldes umgeben. Schwarze Tannen werfen ihre Schatten in die tiefen und klaren Wasser. Aus dem See fließt ein kleiner Bach zwischen Felsen uud Baumstämmen zum Rhein hinunter. Selten nur kommt ein Wanderer, oder ein Hirte mit seinen Kühen, oder ein Holzfäller an diesen Ort.

Wo jetzt der See ist, da stand einst ein schönes Kloster, und fromme Nonnen wohnten darin. Eines Tages versank es plötzlich in die Erde, und der schwarze See bedeckt es seitdem. Mehr als hundert Klafter tief unter den Wassern

steht das Kloster noch unversehrt auf dem Grunde des Sees, und noch immer wohnen die Nonnen darin.

Zu frühern Zeiten kamen diese Seeweiblein oft zu den Bauern in das Tal und halfen ihnen auf dem Felde, oder hüteten die Kinder im Hause. Oft kamen sie schon am frühen Morgen; aber sobald es dunkel wurde, mußten sie alle wieder im See sein.

Eines von den Seeweiblein aber liebte einen jungen Bauer. Als nun wieder Kirchweih im Tale war, da kamen auch die Seeweiblein aus dem Mummelsee. Den ganzen Nachmittag waren sie in dem Wirtshause, wo der Tanz war; und diejenige, welche den jungen Bauer liebte, tanzte einen Tanz nach dem andern mit ihm. Das war das schönste Paar unter allen.

Als es nun dunkel wurde, da gingen die anderen zum See hinauf. Diejenige aber, die den Bauer liebte, wollte noch nicht weg. Sie dachte bei sich selbst: „Hier unten im Tal kommt die Nacht früher als da oben an dem See. Noch einen Tanz will ich tanzen und dann schnell nach dem See laufen.“ Also tanzte sie noch einen Tanz, und dann noch einen, und sie war so glücklich mit ihrem Liebsten, daß sie alles andere darüber vergaß.

Da klang plötzlich die Betglocke. Alle Tänzer standen still und murmelten ein kurzes Gebet. Auch das Seeweiblein tanzte nicht mehr, sondern zog ihren Liebsten schnell aus dem Wirtshause. Es war schon dunkle Nacht, und die Sterne blitzten am Himmel. Schweigend stieg sie mit ihrem Liebsten den Berg hinauf. Als sie nun am See waren, da

sprach sie mit trauriger Stimme zu ihm: „Jetzt werde ich dich wohl nie wiedersehen, denn ich muß sterben. Warte hier noch eine kurze Weile. Wenn dann Blut aus dem Wasser heraufsteigt, so haben sie mich getötet. Wenn aber kein Blut heraufkommt, so werde ich dich bald wiedersehen!“

Als sie dies gesagt hatte, nahm sie ein Zweiglein und schlug dreimal damit auf das Wasser. Da teilte sich das Wasser, und der junge Bauer sah eine steinerne Treppe, die auf den Grund des Sees hinabging. Unten auf dem Grunde aber konnte er deutlich das Kloster sehen. Das Seeweiblein stieg die Treppe hinab, und als sie unten war, floß das Wasser wieder über die Treppe und bedeckte sie. Es war dunkle Nacht. Schweigend standen die Tannen, stille lag der See. Endlich stieg ein leiser Wirbel aus der Tiefe herauf, rotes Blut schwamm darüber, es war von dem toten Seeweiblein.

Seitdem sind die Seeweiblein nicht mehr ins Tal herabgekommen. Nur dann und wann sieht ein Hirte, wenn er seine Kühe hinauftreibt, eines der Seeweiblein am Ufer. Aber niemals lassen sie ihn näher kommen, sondern verschwinden sogleich im Wasser.

König Max Joseph und der Gänsehirt

An einem heißen Sommernachmittag saß der König Max Joseph von Baiern im Park seines Schlosses zu Tegernsee. Er hatte ein Buch in der Hand und las. Bald aber wurde er von der Hitze sehr müde. Da legte er das Buch neben

sich auf die Bank und machte die Augen zu. In wenigen Minuten war er fest eingeschlafen. Aber sein Schlaf dauerte nicht lange, denn ein großer Raubvogel weckte ihn mit seinem heisern Schrei. Der König stand auf und ging langsam durch den Park. Nach einer Weile kam er zu einer andern Bank. Hier setzte er sich und wollte weiterlesen. Aber nun sah er, daß er sein Buch vergessen hatte. Der Weg zurück nach der ersten Bank schien ihm bei der Hitze zu beschwerlich, und so überlegte er, wie er sein Buch auf die leichteste Weise bekommen könne. Er stand am Rande des Parkes und sah nicht weit davon einen Knaben, der am Wege zwischen den Feldern eine Herde Gänse hütete. „Der kann dir das Buch holen!" dachte der König, öffnete die Parktüre und ging zu dem Knaben.

„Höre, Jockel," sagte der König, „du kannst ein hübsches Trinkgeld verdienen. Da drüben am andern Ende des Parkes, auf der grünen Bank, habe ich ein Buch liegen lassen. Lauf und hol's mir!" Der Junge kannte den König nicht und antwortete keck: „Jockel heiß' ich nicht, sondern Seppel! Du willst mich wohl zum Narren halten, aber so dumm bin ich nicht." — „Warum denkst du denn, daß ich dich zum Narren halten will?" fragte der König, dem der hübsche, kecke Bursche gefiel. — „Weil du mir für einen solchen lumpichten Gang ein Trinkgeld geben willst," erwiderte der Junge; „so leicht verdient man kein Geld!" — „Dann bist du aber sehr dumm," rief lachend der König; „warum glaubst du mir denn nicht?" — „Ach, die Leute da drüben im Schlosse halten unsereinen gern zum Narren," sagte der

Junge, „und du bist doch wohl einer davon?“ — „Und wenn ich es wäre,“ sagte Max Joseph, dem das Gespräch immer mehr Vergnügen machte, „was wäre weiter dabei? Hier hast du im voraus diese zwei Batzen, und nun lauf gleich und hol' mir das Buch!“

Die Augen des Knaben glänzten, als er das Geld sah. Er verdiente den ganzen Tag nicht mehr, als er jetzt in einer Viertelstunde gewinnen konnte. Trotzdem aber zeigte er keine Lust, sich auf den Weg zu machen. — „Nun,“ fragte der König, „warum willst du denn nicht? Ist dir das Geld noch nicht genug?“ — Der Junge rückte seinen Hut auf die Seite und kratzte sich hinter den Ohren; dann sprach er: „Ja, ich möchte wohl ganz gern, aber ich darf nur nicht. Wenn die Bauern hören, daß ich die Gänse hier im Stiche gelassen habe, so jagen sie mich fort, und dann habe ich kein Brot mehr.“ — „Närrischer Junge,“ rief der König lachend, „ich will sie so lange hüten, bis du zurückkommst. Du kannst ja auch schnell laufen, daß du bald wieder hier bist.“ — „Du willst die Gänse hüten?“ fragte der Junge langsam und mit spöttischer Miene; „du wärest ein schöner Gänsehirte; dazu bist du viel zu dick und zu steif. Na, das würde eine schöne Geschichte geben! Die Gänse würden alle dort in die Wiese laufen, und ich würde mehr Strafe bezahlen müssen, als ich den ganzen Sommer verdiene. Nein, das geht nicht.“ — „Ich stehe für alles,“ sprach Max Joseph, „und wenn der Flurschütz kommt, bezahle ich den ganzen Schaden.“ — Damit war der Gänsehirt endlich zufrieden. Er nahm die zwei Batzen, steckte sie in die Tasche und rannte davon.

Der König wollte nun seinen Platz einnehmen. Da kam der Junge plötzlich wieder zurück. — „Was willst du denn schon wieder?" fragte der König. Der Junge gab ihm seine lange Peitsche in die Hand und sagte: „Knalle einmal!" — Max Joseph versuchte es, aber es ging nicht. „Das hab' ich mir gedacht," sagte der Junge; „du kannst nicht einmal mit der Peitsche knallen." — Nun nahm er dem König die Peitsche wieder weg und zeigte ihm, wie er sie handhaben müsse. Max Joseph versuchte es noch einige Male und brachte endlich einen ganz leidlichen Knall zustande. Da erklärte ihm der Junge noch einmal, daß er laut mit der Peitsche knallen müsse, damit die Gänse sich fürchteten. „Sonst laufen sie weg," sagte er, „und dann haben wir die Geschichte!" Dann rannte er weg, um das Buch zu holen.

Max Joseph tat nun, was er konnte, um sein Amt gut zu verwalten. Er knallte auch mit der Peitsche, so gut es gehen wollte. Aber Gänse sind gar nicht so dumm, wie viele Leute glauben. Diese hier merkten nur zu bald, daß ihr Herr und Hirte nicht da war. Zuerst erhob ein großer Gänserich seinen Kopf, schlug mit den Flügeln und schrie. Die andern Gänse schrien alle zur Antwort, und ehe der gute König es verhindern konnte, flog die ganze Schar in die fette Wiese. Der König schrie, was er konnte, aber es half nichts. Er versuchte, mit der Peitsche zu knallen, aber es wollte nicht gehen. Er lief hierhin und dorthin, um die Gänse aus der Wiese zu treiben, aber ohne Erfolg. Da setzte er sich endlich müde und matt auf einen Stein und ließ die Gänse machen, was sie wollten. „Der Junge hatte

ganz recht," dachte er bei sich, „es ist kein leichtes Stück Arbeit, eine solche Herde in Ordnung zu halten."

Unterdessen hat der Junge die Bank erreicht. Er findet das Buch und kommt nun im vollen Laufe zurück, weil er kein rechtes Vertrauen in seinen Stellvertreter hat. Er sieht, was geschehen ist, und ruft ganz entrüstet: „Na, hab' ich's nicht gedacht, daß du deine Sache schlecht machen würdest? Jetzt haben wir die Bescherung. Ich allein kann die Gänse nicht wieder zusammenbringen, du mußt mir helfen!" Mit diesen Worten riß er dem König die Peitsche aus der Hand. Dann zeigte er ihm, wie er die Arme schwenken und dabei laut schreien müsse. Er selbst knallte laut mit der Peitsche und pfiff mehrmals sehr laut. Die klugen Gänse merkten sofort, wer jetzt das Kommando hatte. Sie erhoben die Köpfe, schlugen mit den Flügeln und schrien. Der Junge knallte und pfiff noch einmal. Da erhob sich die ganze Herde und flog mit Geschrei nach dem alten Weideplatze zurück, wo sie bald wieder ruhig ihr Futter suchten.

Der Junge schalt nun den König, daß er sein Amt so schlecht verwaltet hatte. „Das soll mir nicht wieder passieren," rief er. „Und wenn du mir einen ganzen Gulden schenken wolltest, so würde ich dir doch meine Peitsche nicht mehr in die Hand geben. Ja, und wenn der König selbst käme, so würde ich ihn meine Gänse nicht hüten lassen!" — „Da hast du recht," rief der König lachend; „der versteht es gerade so schlecht wie ich, denn ich bin der König!" — Der Junge sah ihn mit einem spöttischen Lächeln an: „Du, der König? So dumm bin ich nicht, um das zu glauben.

Du mußt einen andern damit zum Narren halten. Aber hier hast du dein Buch, und nun mache, daß du fortkommst!"

Der König gab dem Jungen noch ein paar Batzen und sprach: „Nun, sei nur wieder gut, Seppel! Ich verspreche dir auch, daß ich in meinem ganzen Leben keine Gänse wieder hüten will." — Der Knabe dankte fröhlich für das viele Geld, sah den fremden Mann mit bedenklichen Augen an und sagte: „Du bist wohl ein reicher und auch ein guter Mann, aber zum Gänsehüten hast du kein Geschick!"

Max Joseph lachte und ging langsam nach dem Schlosse zurück. Am Abend aber erzählte er seiner Frau und seinen Kindern, welches Amt er an diesem Tage verwaltet hatte.

Der Kaiser und der Abt

In alten Zeiten lebte einmal ein Kaiser, der mußte so oft in den Krieg ziehen, daß er beinahe mehr im Felde als zu Hause war. Seine Feinde ließen ihm selten Ruhe. Wenn er den einen besiegt hatte, fiel ein anderer in sein Land. Jahraus, jahrein, Sommer und Winter kämpfte er an der Spitze seiner Armee und ertrug Hitze und Kälte, Hunger und Durst mit seinen Soldaten.

In einem seiner Feldzüge marschierte der Kaiser durch eine Provinz seines Reiches, in welcher ein sehr reiches Kloster lag. In jenen Zeiten war es gar nicht selten, daß die Klöster mit dem Kaiser Streit hatten, weil sie keine Steuern bezahlen wollten. Deshalb war der Kaiser gar kein Freund der Mönche. Während er nun todmüde und

mit Schweiß und Staub bedeckt den Zaun entlang ritt, bemerkte er plötzlich den Abt des Klosters, der in einer kühlen, schattigen Laube saß.

Nun hatte der Kaiser schon oft von diesem Manne gehört, daß er ebenso dumm wie dick sei und von einem guten Mittagessen mehr verstehe als von der Theologie. Da ärgerte es den Kaiser, daß die Mönche in seinem Lande solch ein schönes Leben haben sollten, während er zuweilen Hunger und Durst ertragen mußte. „Warte," dachte er bei sich, „ich will dir auch einmal etwas zu tun geben!" — ritt dicht an den Park und grüßte den Abt mit spöttischem Tone.

Als der Abt den Kaiser erkannte, bat er ihn mit einer tiefen Verbeugung, in den Park zu kommen und sich zu setzen. Aber der Kaiser dankte ihm und sagte: „Nur ein paar Worte wünschte ich mit Ihnen zu sprechen. Als ich Sie dort unter den Bäumen sitzen sah, da dachte ich, daß Sie hier oft Langeweile haben müssen. Vielleicht werden Sie mir dankbar sein, wenn ich Ihnen ein wenig Arbeit gebe. Darum will ich Ihnen jetzt drei Fragen stellen, die Sie beantworten sollen. Die erste heißt: Wieviel bin ich wert, wenn ich in meinen kaiserlichen Prachtgewändern mit der goldenen Krone auf dem Haupte auf meinem Throne sitze? Die zweite Frage heißt: Wie lange Zeit gebrauche ich, um die Erde zu reiten? Und die dritte: Welchen irrtümlichen Gedanken habe ich im Kopfe? In drei Monaten, von heute an, sollen Sie an meinen Hof in die Hauptstadt kommen und mir die Antworten auf diese drei Fragen geben. Wenn Sie aber die Fragen nicht beantworten können, dann

lasse ich Sie auf einem Esel durch das Land führen, den Schwanz in der Hand anstatt des Zaumes, und ein anderer soll hier Abt werden, der mehr gelernt hat als Sie!" Darauf grüßte der Kaiser spöttisch und ritt im Galopp davon.

Nun war es zu Ende mit dem bequemen Leben, welches der Abt geführt hatte. Tag und Nacht sann er über die Fragen des Kaisers, denn an dem Tone seiner Stimme hatte er gemerkt, daß die Sache ernst war. Aber bei all seinem Denken konnte er doch keine Antworten auf die drei Fragen finden. Inzwischen verging die Zeit schnell. Die Tage wurden Wochen, die Wochen wurden Monate, und noch immer hatte er die Lösung nicht gefunden. Bei Nacht konnte er nicht schlafen und bei Tage nicht essen: immer stand das Bild des Kaisers vor ihm mit den schrecklichen drei Fragen. Zuletzt wurde er vom vielen Wachen und Sorgen so blaß und dünn, daß auch seine besten Freunde ihn kaum erkannten.

Um mit seinen Sorgen allein zu sein, ging der Abt eines Tages in einen entfernten Wald. Da begegnete er Hans Bendix, dem Schäfer des Klosters, der dort seine Schafe hütete. Dieser Hans Bendix war ein dicker Mann mit einem gutmütigen Gesicht, den alle Mönche im Kloster gern hatten, weil er immer guter Laune war. Außerdem war er sehr klug, obgleich er nie eine Schule besucht hatte. „Guten Morgen, Herr Abt!" sagte er; „Sie sind heute sehr blaß; haben Sie nicht wohl geschlafen?"

„Ich habe schon viele Nächte nicht wohl geschlafen!" erwiderte der Abt mit einem Seufzer. „Seit der Kaiser

mir drei Fragen gestellt hat, die ich beantworten soll, kann ich weder essen noch trinken noch schlafen!“

„Was für Fragen hat er denn gestellt?“ fragte der Schäfer.

„Ach, solche schweren Fragen habe ich noch nie gehört,“ seufzte sein Herr. „Erstens soll ich ihm sagen, wieviel er wert ist, wenn er in seinen kaiserlichen Prachtgewändern mit der goldenen Krone auf dem Haupte auf seinem Throne sitzt. Zweitens will er wissen, wieviel Zeit er gebraucht, um die Erde zu reiten. Und drittens soll ich einen Gedanken erraten, den er hat, und der doch nicht wahr ist. Drei Monate hat er mir gegeben, diese Fragen zu beantworten, und in zehn Tagen sind diese drei Monate zu Ende. Wenn ich ihm dann die Lösung nicht bringe, will er mich auf einem Esel durch das Land führen lassen, und ein anderer soll hier Abt werden!“

Als der Abt geendigt hatte, begann der Schäfer laut zu lachen. „Nichts weiter, Herr?“ rief er lustig. „Dann brauchen Sie nicht länger traurig zu sein. Ich selbst will in die Hauptstadt an den Hof gehen und die Fragen beantworten. Nur müssen Sie mir Ihr geistliches Ornat leihen, sowie Ihr goldenes Kreuz, daß der Kaiser denkt, ich sei der Abt!“

Zuerst wollte der Abt nicht glauben, daß der Schäfer die schweren Fragen beantworten könne. „Wie ist das möglich?“ rief er; „du kannst ja nicht einmal lesen und schreiben!“

Aber lustig lachend antwortete Hans: „Es ist wahr, lesen und schreiben kann ich nicht. Aber von meiner Mutter habe ich manches gelernt, was nicht in Büchern steht. Wenn Sie mich an den Hof gehen lassen, so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß der Kaiser mit meinen Antworten zufrieden sein wird.“

Zuletzt gab der Abt seine Einwilligung, und am bestimmten Tage erschien Hans Bendix bei Hofe in dem großen Saal, wo der Kaiser in seinen Prachtgewändern und mit der goldenen Krone auf seinem Throne saß, umgeben von vielen Damen und Herren von hohem Range.

„Nun, Herr Abt," sprach der Kaiser, welcher glaubte, den Abt vor sich zu haben, „können Sie die Fragen beantworten?" Hans erwiderte mit einer tiefen Verbeugung: „Jawohl, Herr Kaiser!" „Nun, dann sagen Sie mir," rief der letztere, „wieviel ich jetzt wert bin?"

„Herr Kaiser," entgegnete Hans bescheiden, „die Bibel erzählt, daß sie unsern Herrn Jesus Christus für dreißig Silberlinge verkauft haben. Deshalb kann ich für Sie nicht mehr als neunundzwanzig geben!"

„Bei meinem Bart!" rief der Kaiser mit lautem Lachen, „Ihre Antwort ist gut, obgleich ich nicht gedacht hatte, so wenig wert zu sein. Aber nun kommt die zweite Frage. Wieviel Zeit gebrauche ich, um die Erde zu reiten?"

„Herr Kaiser," sprach Hans, „wenn Sie Ihr Pferd so früh sattelt, daß Sie Ihren Ritt anfangen können, wenn die Sonne aufgeht, und wenn Sie dann gerade so schnell reiten, wie die Sonne geht, so wette ich mein goldenes Kreuz, daß die Reise in vierundzwanzig Stunden zu Ende ist!"

„Wahrhaftig," rief der Kaiser, „Sie sind viel klüger, als ich dachte. Auch mit Ihrer zweiten Antwort bin ich wohl zufrieden. Nun aber kommt die dritte Frage: Welchen irrtümlichen Gedanken habe ich im Kopfe?"

„Nun, Herr Kaiser," sprach Hans ruhig, „Sie denken, daß ich der Abt des Klosters Sankt Gallen sei?"

„Ganz richtig," erwiderte der Kaiser, „und das ist auch wahr!"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Kaiser," war Hansens Antwort, „was Sie da denken, ist falsch, denn ich bin nur Hans Bendix, der Schäfer des Klosters!"

Alle waren sehr erstaunt, als sie dies hörten, am meisten aber der Kaiser. „Hans Bendix," rief er, „Sie sind ein kluger Kopf, und deshalb sollen Sie jetzt Abt von Sankt Gallen werden. Ihr Vorgänger aber soll auf einem Esel durch das Land reiten, den Schwanz in der Hand anstatt des Zaumes!"

„Ach, Herr Kaiser," entgegnete der Schäfer, „ich danke Ihnen für Ihre Gnade, aber Abt kann ich nicht werden; ich bin nie in eine Schule gegangen und kann weder lesen noch rechnen noch schreiben!"

„Das ist sehr schade," sagte der Kaiser; „aber weil Sie mir mit Ihren Antworten so viel Vergnügen gemacht haben, so möchte ich Ihnen auch eine Freude machen. Sagen Sie mir also, was ich für Sie tun kann!"

„Nun, Herr Kaiser," rief Hans Bendix, „wenn Sie mir wirklich einen Gefallen tun wollen, dann lassen Sie meinen Herrn Abt bleiben!"

„Ich sehe wohl," sagte der Kaiser gütig, „daß Sie nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz am rechten Platze haben. Deshalb will ich Ihre Bitte erfüllen. Ihr Herr soll Abt bleiben in Sankt Gallen." Darauf entließ er den Schäfer mit einem reichen Geschenk.

Der dumme Bauer und seine kluge Frau

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten nichts auf der Welt als ein Häuslein, eine Kuh und eine Ziege. Der Mann war dumm; so dumm, daß die Leute ihn nur den „Holzkopf" nannten. Die Frau aber war klug und machte immer wieder gut, was der Mann in seiner Dummheit verfehlt hatte. Eines Morgens sagte die Frau zu ihrem Manne: „Du, heute ist Markt in Eisenbach; wie wäre es, wenn du unsere Kuh dahin brächtest? Sie gibt fast keine Milch mehr, und das Heu ist dieses Jahr so teuer, daß wir sie nicht länger behalten können."

Der Mann war es zufrieden. Er zog seinen besten Rock an, nahm seinen Stock aus der Ecke und ging in den Stall, um die Kuh herauszuführen und auf den Markt zu bringen. „Gib aber gut acht, daß sie dich nicht betrügen!" sagte die Frau. „Hab' keine Angst," antwortete der Mann, der selber nicht wußte, wie dumm er war; „wer mich betrügen will, muß früh aufstehen!" Als er aber in den Stall kam, um die Kuh zu holen, wußte er nicht recht mehr, ob die Ziege die Kuh sei, oder die Kuh die Ziege. „Ach was," sagte er zu sich selbst, nachdem er eine Weile überlegt hatte, „ich nehme das größere Stück!" Damit band er die Kuh los und führte sie aus dem Stalle.

Er hatte kaum ein paar Meilen Weges gemacht, als hinter ihm drei junge Männer daherkamen, die auch auf den Markt gehen wollten. Sie hatten wenig Geld in der Tasche, aber Hunger und Durst für zehn. Als sie den

Bauer mit seiner Kuh sahen, beschlossen sie, ihm einen Streich zu spielen. Einer sollte vorausgehen und mit dem Bauer um die Kuh handeln. Wenn er die Kuh nicht bekommen konnte, sollte es der zweite versuchen. Wenn dieser auch kein Glück hatte, sollte der dritte kommen.

„Heda, guter Freund!“ rief ihm der erste zu, während die beiden andern zurückblieben, „ist Ihnen die Ziege da feil? Wieviel wollen Sie dafür?“ — „Die Ziege?“ entgegnete der Bauer verblüfft, „die Ziege?“ Und dabei schaute er mit ungläubiger Miene bald auf die Kuh, bald auf den Käufer. „Nun ja,“ fuhr der andere fort, „ich geb' Ihnen sechs Taler dafür!“ — „Eine Ziege?“ wiederholte der Bauer und schüttelte den Kopf. „Ich dachte, es wäre meine Kuh, die ich zum Markte bringe, und wenn ich das Vieh recht beschaue, so denke ich immer noch, daß es die Kuh ist und nicht die Ziege!“ — „Ach was,“ erwiderte der andere und schritt weiter, „was schwatzen Sie da von einer Kuh? Das Vieh ist die magerste Ziege, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Nichts als Haut und Knochen! Ich denke, ich behalte meine sechs Taler!“ Und damit ging er weg.

Nach einer Weile kam der zweite heran. „Schönes Wetter heute, he Bauer?“ begann der Schelm. „Was haben Sie denn da? Eine Ziege? Ich bin eben auf dem Wege nach dem Markte, um eine zu kaufen. Wollen Sie mir diese verkaufen? Ich gebe Ihnen fünf Taler dafür!“ — „Hm, hm,“ sprach der Bauer kopfschüttelnd zu sich selbst, „das ist nun der zweite, der sagt, daß ich die Ziege am

Strick habe. Sollte ich mich geirrt haben? Ich habe sie in solcher Eile aus dem Stalle geholt! Und auf dem ganzen Wege hat das Vieh das Maul nicht aufgetan. Wenn es nur meckerte, dann würde ich doch sicher wissen, ob es die Ziege oder die Kuh ist. Ein anderes Mal gehe ich nicht allein in den Stall, sondern nehme meine Alte mit!" — „Nun, wenn Sie mir die Ziege nicht verkaufen wollen, dann muß ich auf den Markt gehen," sagte der Schelm; „aber es scheint mir, fünf Taler ist ein schönes Stück Geld für solch ein mageres Vieh! Adieu, Bauer!"

Da kam der dritte heran. „Heda, Bauer, ist Ihnen die Ziege feil? Ich will sie nehmen, aber mehr als vier Taler geb' ich nicht!" Der arme Bauer stand da und kratzte sich den Kopf. „Sie sind nun der dritte, der mir von einer Ziege schwatzt. Ich habe ja meine Kuh am Strick!" — „Sie sind entweder blind oder betrunken," entgegnete der dritte Schelm. „Jedes Kind kann Ihnen sagen, daß Sie eine sehr magere Ziege am Strick führen und nicht eine Kuh!" — „Hm," sprach der Bauer, „ich weiß doch ganz gewiß, daß ich das Vieh aus dem Stalle geholt habe, das bei der Tür stand. Sollte meine Frau heute morgen die Plätze gewechselt und die Ziege bei der Tür angebunden haben? Und dennoch — wenn ich sie recht beschaue, so scheint es mir, unsere Ziege hätte einen kürzeren Schwanz!" — „Nun, wie ist's? Krieg' ich die Ziege?" — Mit diesen Worten zog der Fremde vier blanke Taler aus der Tasche und klimperte damit. — „Hm," sagte der Bauer ganz verblüfft, „wenn es wirklich unsere Ziege ist, so will ich's tun.

Aber ich wünsche, ich hätte das Vieh dem ersten gegeben, der mir sechs Taler geboten hat!“ Er steckte das Geld in die Tasche und ging nach Hause zurück. Der Schelm aber nahm die Kuh beim Strick und trieb sie vergnügt nach der Stadt.

Die Frau war nicht wenig erschrocken, als der Mann heimkam und ihr die vier Taler gab. „Aber,“ rief sie ärgerlich, „du hattest ja unsere Kuh mitgenommen, und die ist fünfzig Taler unter Brüdern wert!“ Damit führte sie ihn in den Stall, wo die Ziege meckernd an der Krippe stand. Der Mann war stumm vor Erstaunen. „Aber was konnte ich anders machen?“ rief er endlich; „drei junge Männer sagten einer nach dem andern, daß es eine Ziege sei, und . . .“ „Drei junge Männer?“ unterbrach ihn die Frau; „ich denke, das waren dieselben, die heute morgen hier vorbeigingen und mich nach dem Wege zur Stadt fragten. Die verkaufen jetzt gewiß die Kuh an den ersten Händler, den sie treffen, und dann gehen sie mit ihrem Gewinn ins Wirtshaus und tun sich gütlich. Da müssen wir schnell handeln. Mach' dich sogleich auf den Weg zur Stadt. Zieh aber andere Kleider an und setz' deinen besten Hut auf, daß sie dich nicht gleich erkennen. Ich will dir zeigen, wie du ihnen einen Streich spielen kannst. Vielleicht kriegen wir unser Geld noch!“

Die drei Schelme hatten die Kuh wirklich für ein schönes Stück Geld an einen Händler verkauft und waren ins Wirtshaus „Zum roten Ochsen“ gegangen, wo sie sich bei Braten und Wein gütlich taten.

Gegen Mittag kam ein Bauer in die Wirtschaft, setzte sich in eine Ecke an den Tisch und bestellte einen Schoppen Wein. Der Wirt brachte ihm den Wein, und der Bauer fragte: „Wieviel bin ich schuldig?“ Der Wirt nannte die Summe, worauf der Bauer aufstand und seinen grünen Hut einmal umdrehte. Dann setzte er sich wieder und trank einen zweiten und dritten Schoppen. Und jedesmal, wenn er bezahlen sollte, stand er auf, drehte seinen Hut einmal um, und die Zeche war bezahlt. Der Bauer aber war derselbe, dem die drei Schelme am Morgen den Streich gespielt hatten. Er war ihnen mit seiner Frau nachgegangen und hatte sie richtig gefunden. Der Torschreiber zeigte ihnen den „Roten Ochsen,“ wo die Männer saßen und tranken. Als sie in den „Ochsen“ kamen, nahm die Frau den Wirt beiseite und erzählte ihm, welchen Streich die drei Fremden ihrem Manne gespielt hätten. „Aber ich kann mein Geld noch kriegen, wenn Sie mir helfen wollen,“ sagte sie. Der Bauer sollte jetzt ganz ruhig in die Wirtsstube gehen und eins trinken. Und jedesmal, wenn er seinen Hut umdrehte, sollte die Zeche bezahlt sein. Der Wirt war es zufrieden, denn er dachte: „Das ist ein guter Spaß!“

Anfangs achteten die drei Fremden nicht auf den Bauer und seine sonderbare Weise, die Zeche zu bezahlen. Als er aber das zweite und das dritte Mal aufgestanden war und seinen Hut umgedreht hatte, ging einer von ihnen hinaus, nahm den Wirt beiseite und fragte ihn nach dem Hute. Der Wirt setzte eine geheimnisvolle Miene auf und sagte: „Ja, das ist ein Wunderding. Solch einen Hut habe ich in

meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Dieser Mann da kommt herein und bestellt einen Schoppen Wein. Wenn er bezahlen will, steht er bloß auf und dreht seinen Hut um, und in demselben Augenblick klimpert das Geld schon in meiner Tasche. Es schien mir anfangs ganz unmöglich, aber ich sage Ihnen: Probieren geht über Studieren!"

Der Schelm ging zu seinen Kameraden zurück und erzählte ihnen von dem sonderbaren Hute. „Den Hut müssen wir haben," sprachen sie, „koste es, was es wolle!"

Nun setzten sie sich an den Tisch des Bauers und fingen ein Gespräch mit ihm an. Endlich sagte der erste: „Sie haben da einen schönen Hut. Wieviel wollen Sie dafür?" — „Meinen Hut?" entgegnete der Bauer, „der ist mir nicht feil. Das ist kein gewöhnlicher Hut, müssen Sie wissen. Sobald ich den umdrehe, ist meine Zeche bezahlt." Damit drehte er den Hut zum vierten Male, und der Wirt zog zum Erstaunen der Gäste das Geld aus der Tasche und sprach: „Bezahlt!" — „Aber fordern Sie doch wenigstens einen Preis!" riefen die Schelme. — „Er ist mir nicht feil!" wiederholte der Bauer. Sie ließen ihm aber keine Ruhe und baten so lange, wenigstens einen Preis zu fordern, daß er endlich ausrief: „Nun denn, für fünfzig Taler ist er mir feil!"

Das war genau die Summe, welche die Schelme für die Kuh erhalten hatten, und vergnügt über den billigen Handel zählten sie das Geld vor den Bauer auf den Tisch. Dieser steckte die blanken Taler langsam in die Tasche, gab ihnen seinen Hut und machte sich auf den Heimweg.

Jetzt, da die drei den Wunderhut hatten, gingen sie in das nächste Wirtshaus und fingen an, sich gütlich zu tun. Sie hatten kaum eine halbe Stunde gesessen, da rief der erste: „Jetzt wollen wir unser Wunschhütlein einmal probieren! Heda, Wirtin, was sind wir schuldig?“ Die Wirtin nannte die Summe, er stand auf, drehte seinen Hut um und wartete, was die Wirtin sagen würde. Die Wirtin aber stand ruhig da, und als der Mann kein Geld zeigte, sagte sie: „Nun, ich dachte, Sie wollten bezahlen?“ — „Schauen Sie nur in Ihre Tasche,“ entgegnete der Mann mit dem Hute; „das hier ist ein Wunschhütlein; wenn ich das umdrehe, dann klimpert das Geld schon in Ihrer Tasche!“ Die Wirtin griff in die Taschen, fand aber keinen Pfennig darin und glaubte, der Mann wolle sie necken. „Warten Sie,“ rief er, „vielleicht habe ich den Hut verkehrt umgedreht!“ Und mit diesen Worten drehte er ihn von links nach rechts herum. Aber umsonst; er mochte drehen, soviel er wollte, es klimperte kein Geld in den Taschen der Wirtin.

„Ach was,“ rief der zweite, „du verstehst das Ding nicht. Laß mich einmal den Hut aufsetzen!“ Er setzte also den Hut auf, drehte ihn nach dieser Seite, drehte ihn nach jener Seite, aber in den Taschen der Wirtin klimperte noch immer kein Geld.

„Ihr wißt alle beide nichts!“ rief der dritte ungeduldig; „gib mir einmal den Hut! Seht, so müßt ihr ihn umdrehen!“ Und dabei drehte er den Hut langsam und bedächtig um. Aber es ging ihm nicht besser als den andern. Er mochte drehen, soviel er wollte, von Geld keine Spur.

„Da hat uns der Bauer einen schönen Streich gespielt!" sagten sie zueinander. „O wenn wir den Kerl bloß hier hätten!"

Der aber war mit seiner Frau längst nach Hause gekommen. Als er das Geld aus der Tasche zog, und die blanken Taler über den Tisch rollten, rief er: „Habe ich es nicht gesagt? Wer mich betrügen will, der muß früh aufstehen!"

Seine Frau aber sagte gar nichts, denn sie war eine sehr kluge Frau!

Der Winter und der Tannenbaum

Als Gott der Herr die Welt erschaffen hatte, als die Bäume frisch und schön im Walde standen und die Blumen auf dem Felde, da rief er die Jahreszeiten zusammen und sprach: „Teilt die Bäume und Blumen unter euch, aber liebt und pflegt sie auch!" Da waren die Jahreszeiten sehr glücklich und spielten früh und spät mit den Kindern der Natur.

Das dauerte eine kurze Weile, aber da fing hier und da Uneinigkeit an. Der kecke, unstete Frühling konnte sich mit dem langsamen, bedächtigen Winter nicht vertragen; der glühende Sommer fand den Herbst phlegmatisch; der Herbst schalt den Frühling, weil er die Blumen verzog. Der Streit wurde von Tage zu Tage heftiger, und alle Freude hatte ein Ende.

Da sagte der Herbst: „Das geht so nicht länger; wir können uns nicht vertragen; kommt und laßt uns die Erde

teilen!“ Und so geschah es. Die Jahreszeiten teilten die Erde unter sich. An den beiden Polen baute sich der Winter zwei Häuser; mitten um die Erde schlang sich der Sommer, und Frühling und Herbst hatten ihr Reich dazwischen. Nun war die Erde eingeteilt, und jede Jahreszeit hatte ihr eigenes Reich.

Aber der unbeständige Frühling verursachte bald wieder eine Änderung. Er liebte es nicht, immer an derselben Stelle zu bleiben; deshalb rief er die Jahreszeiten zusammen und machte ihnen diesen Vorschlag: „Warum sollen wir immer auf einer Stelle bleiben, wenn uns die ganze Erde gehört? Wäre es nicht besser, wenn jeder von uns eine bestimmte Zeit hätte, wo ihm die ganze Erde allein gehört?“ — „Ich bin's zufrieden,“ sprach der Winter, „wenn ich nur meine Pole behalte!“ — Da die andern Jahreszeiten auch mit dem Vorschlage zufrieden waren, so wurde der Vertrag gemacht. Der Frühling wollte seine Herrschaft gleich anfangen, da sprach der bedächtige Winter: „Aber damit einer nicht alles Schöne auf der Erde für sich nimmt, so laßt uns auch das teilen!“

„Gut,“ sagte der Frühling, „ich will die Knospen nehmen!“

„Mir gehören die Blüten!“ sprach der Sommer.

„Die Früchte sind mein!“ rief der Herbst, „und der Winter soll die Blätter der Bäume haben!“

Der Winter war damit zufrieden, der Vertrag wurde gemacht, und der Frühling begann seine Herrschaft. Bäume und Blumen küßte er, bis die Knospen hervorkamen und ihn anlächelten. Als nun die Knospen sich öffneten, fing

die Herrschaft des Sommers an. Aber da geschah etwas, wodurch später der arme Winter betrogen wurde. Es fing nämlich eine warme Freundschaft an zwischen den Blättern, die an den Bäumen hingen, und den Blumen unten im Grase. Oft neckten sie sich. Wenn die Sonne warm auf die Blumen scheinen wollte, dann stellten sich die Blätter der Bäume dazwischen; aber ehe die Blumen es dachten, beugten sie sich ab, so daß die Sonnenstrahlen plötzlich herabfielen und die Kleinen da unten blendeten. Oder wenn ein kühler Regen kam, sammelten die Blätter viele Tropfen, und wenn die Blumen dachten, daß der Regen vorüber sei, ließen sie die Tropfen herabfallen. Dann erschraken die Blumen und schüttelten die Köpfe.

Inzwischen war die Herrschaft des Sommers zu Ende gekommen. Der Herbst saß auf dem Throne der Erde und wollte die letzten Blumen pflücken. Da kamen die Blätter und baten den Herbst, sie herabzulassen zu den Blumen. Und der Herbst erfüllte ihre Bitte, obgleich er nicht das Recht dazu hatte. Er schüttelte die Bäume, daß die freien Blätter herab zur Erde fielen. Nun fing eine wilde Zeit an. Der Herbst spielte eine tolle Melodie, und die Blätter tanzten um die Blumen, bis diese müde und matt die Köpfe hangen ließen. Bald legten sich auch die Blätter nieder zu langem Schlummer.

Nun kam der Winter. Kahl und öde empfingen ihn Wiese und Wald. Das einzige Grün, das ihn begrüßte, waren die Tannenbäume, weil die Blumen nichts mit ihren scharfen Nadeln zu tun haben wollten. Der Winter war tief bewegt,

als er sie sah, und während er die letzten Blätter herabpeitschte, die hier und da wider ihren Willen an den Bäumen hingen, sprach er zu den Tannenbäumen: „Euch will ich beschützen und bewahren. Wenn alle andern Bäume kahl und öde dastehen, sollt ihr im frischesten Grün glänzen, weil ihr mir treu gewesen seid!“

Das ist die Geschichte vom Winter und vom Tannenbaum.

Gruit van Steen

Das Handelshaus „Gruit van Steen“ war im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eines der größten und geachtetsten in Hamburg. An der Spitze desselben stand damals Hermann Gruit, der kaum das zwanzigste Jahr erreicht hatte, als sein Vater starb. Da war es denn ein großes Glück für ihn, daß er von seinem Vater samt dem großen Geschäft einen alten, ehrlichen Diener geerbt hatte, der dieses Geschäft gründlich verstand. Das war der erste Buchhalter, Jansen. Dreißig Jahre lang hatte dieser Mann unter dem alten Herrn zu dem Hause gehört, und jetzt diente er dem jungen mit derselben Treue und Anhänglichkeit. Wenige verstanden das Geschäft in allen seinen Zweigen wie er. Deshalb galt sein Wort im Kontor wie das des Herrn selbst.

Es war im Jahre 1637. Schon seit zwanzig Jahren hatte ein blutiger Krieg die deutschen Länder verwüstet. Städte und Dörfer lagen in Asche; die Bewohner waren in die Wälder geflohen aus Furcht vor den wilden Soldaten.

Auch auf den Landstraßen war niemand sicher. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß der Handel stockte und alle Geschäfte stillstanden. Das fühlte man auch im Kontor des Herrn Gruit van Steen. Schon seit langer Zeit hatten die Saumrosse und Frachtwagen immer seltener vor dem Hause gehalten, und jetzt war es in dem großen Gebäude oft so still wie in einer Kirche.

Für den alten Buchhalter waren das schlimme Zeiten. Oft saß er bis spät in die Nacht über seinen Büchern und addierte und subtrahierte und spekulierte; aber es half alles nichts. Immer kleiner wurde das „Haben," immer größer wurde das „Soll" in seinem Hauptbuche. Da geschah es eines Morgens, daß der alte Jansen im Kontor saß und gedankenvoll auf die Briefe schaute, die vor ihm lagen. Und obgleich er die Gänsefeder wohl schon sechsmal in das große silberne Tintenfaß getunkt hatte, fing er doch nicht an zu schreiben, sondern schüttelte nur immer den Kopf. Verwundert sahen die andern Buchhalter auf den alten Mann, aber keiner sprach ein Wort. Endlich warf er die Feder auf das Papier und ging mit großen Schritten in das Privatzimmer seines Chefs.

„Herr," begann er, „so kann es nicht mehr fortgehen. Auf dem gewöhnlichen Wege können wir hier kein Geschäft mehr machen, solange dieser Krieg dauert. Was helfen uns unsere großen Schiffe, wenn sie immer nur an der Küste hinsegeln, um uns teure Waren von Holland zu bringen? Da müssen wir zwanzigfach bezahlen, was wir aus erster Hand haben könnten, wenn wir direkt in Amerika kauften.

Geben Sie mir auf ein Jahr Ihr größtes Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waren als möglich und lassen Sie mich nach der neuen Welt segeln. Sie wissen, ich bin schon zweimal drüben gewesen und verstehe das Geschäft. Es ist wahr, der alte Herr war auch immer ängstlich und sagte oft, daß man ein gutes Geschäft machen könne, ohne nach Amerika zu gehen. Aber die Zeiten sind jetzt anders!"

Zuerst wollte Hermann Gruit nichts von dem Plane des Buchhalters hören, aber der Alte bat so lange, bis er endlich seine Einwilligung dazu gab. Vier Wochen später segelte das größte Schiff der Firma schwer beladen aus dem Hafen von Hamburg. Hunderte von wehenden Tüchern wünschten dem alten Jansen eine glückliche Reise.

Neun Monate waren verflossen; kein Jansen kam zurück, noch irgendeine Nachricht von ihm. Aber man hörte oft von deutschen Handelsschiffen, die in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seien. Immer sorgenvoller wurde das Gesicht des Herrn Gruit van Steen. Er hatte große Summen verloren durch den Fall mehrerer Handelshäuser in Braunschweig, Augsburg und Nürnberg, und fast täglich kamen neue Unglücksbriefe. Eben hatte er seine Bilanz gezogen und saß nun mit gefalteten Händen und schaute starr auf das Bild seines Vaters, das ihm gegenüber an der Wand hing. Eine große Träne rollte herab auf das Hauptbuch. Endlich stand er auf, nahm Hut und Stock und ging auf das Rathaus; ein Diener mußte ihm mit dem großen Hauptbuche folgen. Im Ratssaale, vor den

versammelten Ratsherren, erklärte er sich bankerott. Die Ratsherren waren erschrocken. Obgleich sie alle die schlimme Lage des Herrn Gruit kannten, so hatten sie doch nicht gedacht, daß das Ende so nahe sei. Sie prüften das Hauptbuch und beschlossen dann, dem geachteten Manne noch eine Frist von sechs Monaten zu geben. Alle hatten noch Hoffnung, daß der alte Jansen bis dahin zurückkehren werde.

Die sechs Monate und zwei Monate darüber waren schon verstrichen, Jansen war nicht gekommen. Hermanns Lage war noch schlimmer geworden, weil seine Gläubiger nicht länger warten wollten. Da konnte der Rat nichts weiter tun, als den Bankerott des Herrn Gruit van Steen zu erklären. Das große Haus mit seinem Warenlager und dem Kontor wurden versiegelt; nur ein kleines Zimmer, wo früher ein Hausknecht geschlafen hatte, ließ man der Familie. Drei Tage später begann die Auktion. Der Raum, in welchem die gehalten wurde, war dem Stübchen gegenüber, wo die Familie beim Ofen saß. Die Stimme des Auktionators war deutlich hörbar. Mit jedem Falle des Hammers fuhr es wie ein Schwert durch das Herz des Kaufmanns, während seine Frau Elisabeth die Tränen nicht zurückhalten konnte. Zwei kleine Knaben spielten mit ihrem Hunde; sie waren noch zu jung, um das große Unglück zu verstehen, welches über sie gekommen. Da klopfte es an die Tür. Der Ratsdiener trat ein. „Herr van Steen,“ sprach er leise, „ich soll den Lehnstuhl holen!“ — „Das ist das Härteste!“ sagte der Kaufmann mit einem tiefen Seufzer und erhob sich von dem Stuhle, auf dem er gesessen hatte.

Es war der Lehnsessel des alten Herrn, worin er gestorben war, und den man immer als ein Heiligtum im Hause gehalten hatte. Der Sessel wurde hinausgetragen, und mechanisch folgte ihm die ganze Familie, als könnte sie ihn nicht lassen. Auch der Hund war mitgelaufen.

Der Sessel wurde auf den Tisch gestellt. „Nummer 120, ein Lehnstuhl!“ rief der Auktionator. Eine lange Pause folgte, weil sich alle Augen nach der unglücklichen Familie gewandt hatten. Endlich bot jemand vier Mark. „Also vier Mark zum ersten!“ rief der Auktionator, — in diesem Augenblick riß sich der Hund von den Knaben los, um mit freudigem Gebell vor das Haus zu springen, und durch das offene Fenster rief eine laute Baßstimme: „Vierzig Mark zum ersten!“ Einen Augenblick darauf trat fast atemlos ein Mann mit sonnverbranntem Gesicht und in Schiffertracht ins Zimmer und schrie mit Donnerstimme: „Vierhundert Mark zum andern, und viertausend Mark zum dritten und letzten Mal!“ Dabei schlug er mit seinem Stock auf den Tisch, daß die Papiere des Auktionators umherflogen und alle erschraken. — „O Gott, unser Jansen!“ rief Hermann und suchte durch die Menge zu dringen, die um Jansen herumstand. Dieser aber fuhr mit lauter Stimme fort: „Ja, ich bin's, und unser Schiff liegt voll Waren und Goldbarren im Hafen. Geht jetzt alle nach Hause, ihr Leute, die Auktion ist aus! Aber morgen kommt aufs Rathaus, da soll alles samt Interessen bezahlt werden. Denn ihr müßt wissen: unser alter Gott lebt noch, und die Firma Gruit van Steen steht noch!“

Herkules

Die kurze aber blutige Schlacht bei Langensalza war vorüber. Obwohl Sieger, konnten die Hannoveraner gegen die Übermacht der Preußen, von denen sie völlig eingeschlossen waren, doch nicht länger standhalten, und noch am Abend desselben Tages mußte die ganze Armee die Waffen strecken. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen; die gemeinen Soldaten durften nach Ablieferung ihrer Waffen und Pferde in die Heimat zurückkehren.

Am Morgen nach der Schlacht fuhr ein Mann Namens Römer, der in der Umgegend ein Gut besaß, in einem leichten Korbwagen nach Langensalza, wo er Geschäfte hatte. Je näher er der Stadt kam, desto größer wurde das Getümmel und Gedränge auf der Landstraße. Da waren Züge von Verwundeten, Haufen von preußischen und hannoverschen Soldaten, Bürger und Bauern, Kanonen und Wagen aller Art in dichtem Gewirr. Zuletzt konnte er nicht weiterfahren und mußte sein Fuhrwerk in einem kleinen Gasthause außerhalb der Stadt zurücklassen.

Zu Fuße weitergehend, erreichte er mit großer Mühe das Stadttor, wo in langen Reihen die hannoverschen Kavalleristen bei ihren Pferden standen. Sie hatten ihre Waffen schon abgegeben und warteten nun auf die preußischen Offiziere, denen sie ihre Pferde abliefern sollten. Es war ein trauriger Anblick. Die braven Dragoner, die gestern morgen so stolz und mutig in die Schlacht geritten waren, sahen traurig und niedergeschlagen aus; ihre Uniformen waren

zerrissen und beschmutzt, ihre Hände und Gesichter von Staub und Pulverdampf geschwärzt. Fast schien es, als ob auch die Pferde ihre Lage verständen, denn sie ließen alle die Köpfe hängen.

Während Herr Römer so dastand, fühlte er plötzlich eine Hand auf der Schulter; und als er sich umdrehte, sah er einen der Kavalleristen vor sich, der mit militärischem Gruß die Hand an den Tschako legte.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Herr," redete er den Landmann an, „würden Sie wohl die Güte haben, meinem Pferde etwas Hafer und einen Eimer Wasser aus einem der Häuser da drüben zu holen? Ich darf diesen Platz nicht verlassen, und mein armer Herkules hat seit gestern morgen nichts zu fressen gehabt!"

Ohne den Taler zu nehmen, den der Soldat ihm hinhielt, eilte Herr Römer fort und kehrte bald darauf mit einem kleinen Sack voll Hafer und einem Eimer Wasser zurück. „Komm, Herkules," rief der Kavallerist einem Schimmel zu, der in der Nähe stand und auf die beiden schaute, als ob er jedes Wort verstände, „erfrische dich, wer weiß, wie lange es noch dauert, bis du wieder etwas zu fressen bekommst!" Jetzt bemerkte Herr Römer auch, daß das Pferd stark hinkte. „Herkules hat einen Schuß in den linken Hinterfuß erhalten," sagte der Dragoner, „und wird wohl zeitlebens lahm bleiben." Der Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, war so traurig, daß Herr Römer den Soldaten etwas erstaunt anblickte.

„Es mag Ihnen wohl sonderbar erscheinen, daß ich so viel von einem Pferde halte," fuhr der letztere fort. „Aber

dieser Schimmel ist auf dem Landgute meines Vaters geboren, und ich habe ihn als fröhliches Fohlen auf der Weide tanzen sehen. Als ich Soldat werden mußte, wurde auch der Schimmel für die Armee angekauft und mir als Dienstpferd zugewiesen. Zwei Jahre lang haben wir zusammen dem König gedient, sind zusammen im Manöver und auf Urlaub gewesen, und mein Herkules war stets das beste und schönste Pferd im Regiment. Dann kam der Krieg und die gestrige Schlacht und — nun, Sie sehen ja selbst, was aus dem armen Tiere geworden ist!"

Inzwischen hatte der Schimmel seine Mahlzeit beendet und blickte mit klugen Augen nach seinem Herrn. „Komm, Herkules," sagte dieser, „der Herr hier ist sehr gütig gegen dich gewesen; nun zeige ihm auch, daß du etwas gelernt hast. Gib mir einen Fuß!" Das Pferd hob den rechten Vorderfuß. „Einen Kuß!" Es spitzte und reichte die Lippen. „Mache ein Kompliment!" Es kniete mit beiden Vorderfüßen nieder und bog den Kopf. „Wie spricht das Pferd?" Laut begann es zu wiehern. „Hast du deinen Herrn lieb?" Es nickte, legte mit sichtbarem Verständnis seinen Kopf auf dessen Schulter und strich mit demselben seine Wangen. „Was machst du mit dem Feinde?" Bei dieser Frage richtete es sich trotz des verwundeten Hinterfußes stolz in die Höhe, spitzte die Ohren, blies die Nüstern weit auf, und biß, hieb und schlug wild um sich. „Bravo, mein treues Tier; aber was ist das Ende von Reiter und Pferd?" Bei diesen Worten begann er das bekannte Volkslied zu singen:

Morgenrot, Morgenrot —
Leuchtest mir zum frühen Tod.

Kaum hatte das Roß den Anfang gehört, als alle seine Wildheit verschwand. Es sank zusammen, fiel auf die Knie, reckte und streckte sich und lag nun scheinbar völlig tot.

„Steh auf, mein treues Roß," sprach der Dragoner jetzt mit veränderter Stimme, „ich fürchte, jetzt müssen wir uns trennen." Herr Römer sah die preußischen Offiziere, die den hannoverschen Kavalleristen die Pferde abnahmen. Mühsam erhob sich der Schimmel; seine obwohl nicht schwere aber vernachlässigte Wunde machte ihm sichtbar große Schmerzen. Je mehr sich die preußischen Offiziere näherten, desto größer wurde die Aufregung des Dragoners. Er tat dem Herrn Römer sehr leid, denn der Soldat war noch ein junger Mann, dazu der Sohn eines Landmanns, wie er selbst war; und er selbst hatte einen Sohn in der preußischen Armee. Er beschloß, den Armen nicht zu verlassen.

„Sind Sie krank?" fragte er, da er ihn schon mehrere Male hatte erröten und erblassen sehen; „haben Sie vielleicht eine Wunde?"

„Allerdings habe ich einen Schuß in den linken Arm bekommen, und das Biwak im strömenden Regen hat die Wunde schlimmer gemacht," entgegnete der Dragoner; „aber das ist alles nichts, — wenn ich nur Pferd und Waffe behielte und nicht wie ein Lump nach Hause gehen müßte! Und das Bitterste ist: ich muß selbst hier stehen und das treue Tier abgeben! Nicht wahr, Herkules, du glaubst es nicht, wenn man dir erzählt, daß dein Herr allein und ohne

dich nach Hause gehen will? Du hast ihm so treu gedient — und jetzt überläßt er dich fremden Händen. Und doch, Herkules, ich bin unschuldig, ich möchte dich ja so gern behalten, aber ich darf doch nicht!"

In diesem Augenblick traten die Offiziere heran. Da faßte der Hannoveraner das Pferd mit beiden Armen um den Hals und drückte seinen Kopf fest an sich, — dann ließ er es los, drehte sich um und eilte in die Stadt hinein, ohne sich umzusehen. Herr Römer folgte ihm schnell, nahm ihn beim Arme und bat ihn, einige Tage bei ihm zu bleiben. Der Soldat willigte ein. Sobald er zu Hause angekommen war, sandte Herr Römer nach einem Arzte, der sagte: „Die Wunde an sich ist nicht gefährlich, hat sich aber durch Erkältung und Vernachlässigung sehr entzündet und muß fleißig gekühlt werden; auch hat der junge Mann starkes Fieber, Sie dürfen ihn nicht aus den Augen lassen!" Nachdem er dann noch eine Medizin verschrieben, ging er.

Schon am Abend desselben Tages wurde das Fieber sehr heftig, und während der Nacht lag der Kranke in wilden Phantasien. Der Arzt sagte: „Nervenfieber!"

Kurz darauf rief eine öffentliche Auktion dienstuntauglicher Kavalleriepferde, die in den Zeitungen angekündigt war, den Herrn Römer wieder nach Langensalza. Wie erstaunte er, als er unter den Pferden auf der Auktion auch den Schimmel erblickte! Um sicher zu sein, rief er den Namen „Herkules!" Das Pferd spitzte die Ohren und wieherte leise, als ob es fragen wollte: „Wer kennt hier meinen Namen?" Da faßte Herr Römer einen raschen Entschluß. „Wo acht

Pferdemäuler satt werden, findet auch ein neuntes Raum und Futter!" sagte er zu sich selbst und kaufte den Schimmel, der durch den Schuß gelähmt und durch die Strapazen und das schlechte Futter der letzten Tage sehr heruntergekommen war, für fünf Taler. Freilich, als er nach Hause kam, spottete jedermann über das lahme Pferd; auch seine Frau neckte ihn deswegen. Herr Römer aber ertrug allen Spott mit der größten Ruhe, denn er dachte immer: „Was wird der Dragoner sagen, wenn er sein Pferd wieder erkennt und erhält?"

Dieser konnte jetzt freilich gar nichts sagen, da er viele Wochen lang schwer krank, ohne jemand zu kennen, im Bette lag. Vorläufig also ließ Herr Römer das beschmutzte Tier reinigen, verband seine stark entzündete Wunde und gab ihm das beste Futter. Schon nach wenigen Tagen fing die Wunde an, besser zu werden; das rauhe Fell wurde glatt, und seine Lahmheit verschwand mehr und mehr.

Wie ging es aber mit seinem jungen Herrn? Nun, ein Gewittersturm biegt den jungen, kräftigen Baum, bricht ihn aber nicht. So ging es mit unserm Soldaten. Lange Zeit tobte das Fieber, bis es schien, als ob er nie wieder von seinem Bette aufstehen werde. Endlich aber siegte die Jugendkraft; das Fieber verschwand, die Besinnung kehrte zurück, aber nicht der fröhliche Jugendmut, nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Tagelang saß der junge Mann in finsterm Brüten. Selbst das Gedächtnis und Interesse für das treue Roß schien er verloren zu haben. Nie sprach er von demselben, nie nannte er seinen Namen; auch für alles andere war er fast teilnahmlos.

Da sagte eines Tages Herr Römer zu ihm: „Kamerad, wenn Sie sich wieder stark genug fühlen, sollen Sie mich in den Pferdestall begleiten. Ich habe da ein neues Pferd gekauft, über welches ich gern Ihr Urteil hören möchte."

Bei diesen Worten errötete und erblaßte der junge Mann und sagte endlich mit trauriger Stimme: „Morgen, lieber Herr, nicht heute, — ich muß mich erst an den Anblick eines Pferdes gewöhnen."

Am nächsten Morgen legte er das bequeme Hauskleid ab und zog die Uniform wieder an, und so gingen sie in den Pferdestall. Da stand der Schimmel. Ein Blick, und — „Herkules!" schrie der Dragoner und eilte auf das Pferd zu, welches beim ersten Klange seiner Stimme die Ohren spitzte und mit einem freudigen Wiehern antwortete. Leise verließ Herr Römer den Stall; er wollte ihr Wiedersehn nicht stören.

Von jetzt an machte die Genesung von Roß und Reiter schnelle Fortschritte. Der Dragoner wurde von Tag zu Tag stärker und konnte bald sein Pferd selbst auf die Weide führen. Das letztere war wirklich ein schönes Tier geworden. Seine Lahmheit war verschwunden, es warf den feinen Kopf stolz in die Höhe, streckte den Schweif weit von sich und stieg kerzengerade in die Luft. Sein schlanker Leib hatte sich mit glänzendem Haar bedeckt, und die Füße tanzten vor Lust und Leben.

Eines Tages kamen Besucher auf das Gut. Es waren die Eltern des Soldaten, die gekommen waren, ihren Sohn heimzuholen. Groß war die Freude des Wiedersehens.

Auch das treue Tier erhielt seinen Anteil. Der Abend war nicht lang genug, all die Erlebnisse von Roß und Reiter zu erzählen; die Nacht fand den Wirt und seine Gäste noch in tiefen Gesprächen.

Als endlich die Stunde der Abreise kam, waren alle vor dem Wohnhause versammelt. Der Dragoner hatte sein Roß am Zügel. „Herkules, bedanke dich bei den Stalleuten!" rief er. Herkules verbeugte sich und hielt ihnen mit den Zähnen einen kleinen Beutel entgegen. Er enthielt ein reiches Geschenk für seine Pfleger. Dann drehte der junge Mann sein Tier und rief: „Nun, Herkules, bringe auch unserm guten Hausherrn deinen Dank!" Bei diesem Befehl kniete das Pferd vor Herrn Römer nieder und berührte mit den Lippen seine Kleider und Hände, als wolle er sie küssen. Dann sprang das kluge Tier auf und wieherte laut, als ahne es den Heimgang.

Sein Herr aber konnte beim Abschied nicht sprechen; Tränen standen ihm in den Augen, als er Herrn Römer zum letzten Male die Hand schüttelte.

Die Jäger von Hersfeld

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war der französische Kaiser Napoleon I der mächtigste Mann in Europa. Eines nach dem andern hatten die Länder dieses Erdteils seinen starken Arm gefühlt. Österreich, Preußen, Rußland waren in vielen Schlachten besiegt, und Englands Handel war beinahe vernichtet durch Napoleons Edikt. Am schwersten aber ruhte

der Fuß des französischen Kaisers auf Deutschland, dem alten Feinde Frankreichs. Diejenigen von den deutschen Fürsten, die ihm nicht gehorchen wollten, jagte er weg und schenkte ihre Länder seinen eigenen Freunden und Verwandten; die übrigen zwang er zu einem Bunde, welcher der Rheinbund genannt wurde. Die Mitglieder dieses Bundes mußten Napoleon mit Truppen und Kriegsmaterial aller Art helfen.

In Hessen regierte damals der Kurfürst Wilhelm I. Dieser wollte mit dem Rheinbunde nichts zu tun haben und erklärte sein Land für neutral. Da warf Napoleon ein Armeekorps über die Grenze und besetzte die Festungen und anderen wichtigen Plätze in Hessen. Die Einwohner aber waren nicht willens, dem französischen Kaiser zu gehorchen, und blickten mit bitterm Haß auf die fremden Soldaten. In einigen Städten brach sogar offene Empörung aus. Besonders war dies in Hersfeld der Fall, wo zwei der Einwohner sich so weit vergaßen, daß sie beim Einmarsch der französischen Truppen aus den Fenstern schossen und mehrere Soldaten töteten. Nun kannte die Wut Napoleons keine Grenzen. Er gab Befehl, daß ein Drittel aller Einwohner von Hersfeld getötet, und die Stadt geplündert und in Asche gelegt werden solle.

Ein Schrei der Furcht und des Entsetzens ging durch die Stadt, als der Befehl bekannt gemacht wurde. Sogar der französische General, der in Hessen kommandierte, erschrak und bat den Kaiser um Gnade. Aber Gnade lag nicht in der Natur dieses Mannes. Seine einzige Antwort war eine Wiederholung des Befehls!

Der General, La Grange war sein Name, mußte gehorchen; aber er tat es auf eine Weise, die seinem Herzen Ehre machte. Die Truppen unter seinem Kommando bestanden aus Franzosen, Italienern und einem Bataillon von Jägern, welches der Großherzog von Baden als Mitglied des Rheinbundes dem Kaiser hatte liefern müssen. Der General wußte wohl, daß die französischen und italienischen Truppen kein Erbarmen mit der deutschen Stadt haben würden; deshalb sagte er diesen Truppen kein Wort von dem Beschlusse des Kaisers, sondern befahl ihnen, nach Ziegenhain, welches dreißig Meilen entfernt lag, zu marschieren und diesen Ort zu besetzen. Nur das badische Jägerbataillon ließ er in Hersfeld zurück. Und dem Kommandeur dieses Bataillons, Obersten Liegg, übergab er dann den Befehl des Kaisers zur Ausführung mit dem Bemerken, daß ein guter Offizier bei der Ausführung eines solchen Befehls viel Menschlichkeit zeigen könne.

Endlich kam der Tag, der zur Plünderung und Verbrennung der Stadt bestimmt worden war. Zitternd saßen die unglücklichen Einwohner in ihren Häusern und erwarteten ihr Schicksal. Um zehn Uhr vormittags beorderte der Oberst eine Anzahl Soldaten, die Stadt an fünf verschiedenen Plätzen — nach den vier Himmelsrichtungen und in der Mitte — anzustecken. Die Jäger taten es, aber jedes der fünf Häuser, welche sie ansteckten, lag allein, so daß das Feuer sich nicht ausbreiten konnte. Während dieser Zeit versammelte der Oberst sein Bataillon auf dem Marktplatz

und verlas den Befehl des Kaisers. Dann schilderte er seinen Jägern das traurige Schicksal der Stadt auf rührende Weise und schloß seine Rede mit den Worten: „Soldaten, die Erlaubnis zum Plündern fängt jetzt an. Wer davon Gebrauch machen will, tritt vor!“

Das Bataillon stand wie eine Mauer! Nicht ein Mann rührte sich!

Da zog der Oberst seinen Degen und kommandierte mit lauter Stimme: „Achtung! Schultert 's Gewehr! Rechtsumkehrt! Marsch!“ Unter Trommelwirbel marschierte das Bataillon aus der Stadt.

Die französische Armee glaubte, daß Hersfeld in Asche liege. Nur die badischen Jäger wußten es besser, aber sie schwiegen. Und jeder Deutsche ehrt das Andenken an die „Jäger von Hersfeld.“

Ein unerwartetes Wiedersehn

Es war im Sommer des Jahres 1870. Napoleon III, Kaiser von Frankreich, hatte Preußen den Krieg erklärt, nicht ohne zu hoffen, daß die andern Staaten Deutschlands ihm helfen würden. In dieser Hoffnung aber hatte er sich getäuscht. Kaum war die Kriegserklärung in Berlin angekommen, als Sachsen und Bayern, Württemberg und Baden und alle andern deutschen Länder sich auf die Seite Preußens stellten. Ganz Deutschland stand auf gegen den alten Feind. Die Reserven wurden einberufen, und die ganze Armee wurde auf den Kriegsfuß gestellt.

Der Befehl des Königs, welcher die Reserven zu den Fahnen rief, kam auch in das Häuschen einer armen Witwe im Harzgebirge. Sie war eine herzige, gute alte Frau mit Silberhaaren und freundlichen treuen Augen, die immer voll Zärtlichkeit nach ihrem einzigen Sohne Fritz blickten. Seit dem Tode ihres Mannes war dieser Sohn ihre Stütze gewesen. Nur für seine Mutter hatte er gelebt und gearbeitet, denn er liebte sie über alles. Und nun mußte er fort in den Krieg, vielleicht würde sie ihn nie wiedersehen. . . .

Sie war blaß wie der Tod, als der Briefträger das Schreiben des Regimentskommandeurs auf den Tisch legte: innerhalb drei Tagen sollte ihr Fritz sich in Einbeck beim Regiment melden. Da war keine Minute zu verlieren. Seine wenigen Habseligkeiten waren bald eingepackt; noch einmal ging er durch das ganze Haus und besorgte allerlei kleine Arbeiten für seine Mutter; dann kam die Stunde des Abschieds.

„Sohn," sagte die Mutter zu ihrem Kinde, „ich habe nur dich auf der Welt, und ich fühle, daß mein Ende nicht mehr fern ist; du wirst mir doch schreiben?"

„Gewiß, Mutter!"

„Alle Monate mindestens einmal, und wenn du kannst, noch öfter!"

„Ich verspreche es dir!"

Und als er die alte gute Frau zum letztenmal umarmte, fühlte der junge Soldat etwas auf seine Stirne fallen, das glänzte wie ein Diamant — es war die Abschiedsträne der Mutter.

Fritz marschierte aus. Tag für Tag ging die alte Frau zu einem Nachbar und borgte dessen Zeitung; sie war ja viel zu arm, um selbst eine bezahlen zu können. Bald las sie von blutigen Gefechten und glorreichen Siegen. Ganz Deutschland jubelte. Der alten Mutter aber ward sehr bang; sie setzte sich in ihr einsames Stübchen und weinte. Da erhielt sie den ersten Brief; sie erbrach ihn mit Herzklopfen: „Liebe Mutter, morgen schlagen wir uns, und ich werde meine Pflicht tun. Sei ohne Sorgen, die Franzosen werden mich nicht treffen. Ihre Kugeln werden über den kleinen Harzjäger hinwegpfeifen!" . . .

Bald darauf kam ein zweiter Brief, und darin stand: „Mutter, wir haben uns tapfer gehalten. Ich bin mit einer kleinen Schmarre über das Gesicht davongekommen und habe eine Fahne erbeutet. Ich bin im Hospital in Wörth vortrefflich gepflegt. Sei nicht bange um mich. In zwei bis drei Tagen kämpfe ich wieder mit." . . .

In kurzer Frist erschien ein dritter Brief folgenden Inhalts: „Der General hat mich im heutigen Tagesbefehl als einen der bravsten ausdrücklich genannt. Die ganze Armee kennt nun den Namen deines Sohnes. Sei vergnügt und pflege dich!" . . .

Endlich kam ein vierter Brief, den die Mutter mit Freudentränen las; er lautete wie folgt: „Liebe Mutter, gib mir einen Kuß, und noch dazu einen recht herzhaften, denn ich bin deiner Liebe wert. Der kommandierende General hat mir diesen Morgen mit eigenen Händen das eiserne Kreuz angeheftet. Du wirst in diesem Briefe ein kleines

Stück schwarzweißes Band finden, — muß ich nicht alles mit dir teilen, du liebe gute alte Mutter?" . . .

Nach Empfang des letzten Briefes fühlte sich die alte Frau sehr schwach. Die große unerwartete Freude griff ihren von mancherlei Sorgen und Entbehrungen ermatteten Körper sehr an, und sie erwartete ruhig, fromm und glaubensvoll ihr letztes Stündlein. Zu einigen Nachbarinnen, die ihr Bett umstanden, sagte sie: „Das einzige, was mir den Tod erschwert, ist, daß ich mein armes Kind zurücklassen muß."

Bald darauf starb sie. Ein wehmütiges Lächeln umspielte ihren Mund, ein letzter Seufzer, — und die gute alte Frau war bei Gott. Dort oben aber erwartete sie eine große Freude, denn sie fand ja den geliebten Sohn, der vor ihr gestorben war.

Die Ereignisse, die Fritz in seinen letzten drei Briefen an die alte Mutter berichtet hatte, waren alle an demselben Tage geschehen. Er hatte gekämpft, hatte eine Fahne erbeutet, war schwer verwundet und mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden, alles an demselben Tage. Aber am Abend war er an seiner Wunde gestorben. Mit der letzten Kraft hatte er kurz vor seinem Tode die drei Briefe geschrieben und einen Kameraden gebeten, dieselben nach und nach an seine Mutter abzusenden, weil er fühlte, daß die alte Frau die Nachricht von seinem Tode nicht würde ertragen können. Der Kamerad hatte den letzten Wunsch des kleinen Jägers treu und heilig erfüllt, und so war der guten alten Frau der große Schmerz erspart worden. Der Sohn erwartete die Mutter im Himmel. . . .

Weißt du, wieviel Sternlein stehen

Weißt du, wieviel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wieviel Mücklein spielen
In der heißen Sommerglut?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie bei Namen,
Daß sie all' ins Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wieviel Kinder frühe
Stehn von ihren Bettchen auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

Heidenröslein

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden;
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden!"
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Die Sternschnuppe

Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?

Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.

Die sind als treue Wächter
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.

Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt

Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh'.

Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.

Das ist's, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

Des Knaben Berglied

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels im wilden Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge.

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Der kleine Hydriot

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand;
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff;
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.

VOCABULARY

REVISED AND EXTENDED

BY

CHESTER W. COLLMANN

EXPLANATIONS

The principal parts of strong verbs have been given in full. Where four principal parts have been given, as, for example, **ab'|nehmen** (nimmt, nahm, genommen), it will be understood that the second one is the third person singular present. The principal parts of regular weak verbs are omitted. Unless otherwise stated the auxiliary is understood to be haben.

Separable verbs have been indicated by a vertical line, and, for the sake of economy of space, the prefix has not been repeated in the principal parts.

Infinitives and participles used substantively, as well as adjectives used adverbially without change of form, have not always been listed separately. Help has been given where it was considered necessary.

In marking accents, only the primary accents of words have been considered. Vowel quantity has been indicated only where it was thought to be necessary.

Where no plural form is indicated for a noun, it is to be understood that none is in common use.

The sign ∾ means the word which stands in black type at the head of the paragraph: ∾es under **all** means alles.

In references to the text, the heavy figures refer to pages, the light figures to lines.

VOCABULARY

ab *adv. or sep. pref.* off, away

ab'|beugen *wk. refl.* turn aside

der **A'bend** (–s, –e) evening, night; am ∼ in the evening

das **A'bendessen** (–s, –) supper

a'bends *adv.* in the evening

a'ber *coörd. conj.* but, however

ab'|geben *str.* (gibt, gab, gegeben) give up, surrender

ab'gegeben *past part. of* ab'geben

ab'gelaufen *past part. of* ab'laufen

ab'geschnitten *past part. of* ab'schneiden

ab'|laufen *str.* (läuft, lief, ist gelaufen) turn out

ab'|legen *wk.* take off, lay aside

ab'|liefern *wk.* deliver, surrender, give up

die **Ab'lieferung** (–en) delivery, surrender

ab'nahm *past tense of* ab'nehmen

ab'|nehmen *str.* (nimmt, nahm, genommen) take from

die **Ab'reise** (–n) departure

der **Ab'schied** (–s, –e) departure, parting

ab'|schneiden *str.* (schnitt, geschnitten) cut off, cut

ab'|senden *wk.* (sandte, gesandt; *or* sendete, gesendet) send off, send (an *acc.* to)

ab'steigen *str.* (stieg, ist gestiegen) dismount

der **Abt** (–es, ⸗e) abbot

ach *interj.* oh! ah! ∼ **was** oh, pshaw!

acht *num. adj.* eight

ach'ten *wk.* (*w.* auf *and acc.*) pay attention to, take notice of; respect

acht'|geben *str.* (gibt, gab, gegeben) look out for, look out, be careful

die **Ach'tung** respect, attention

addie'ren *wk.* add

das **Adieu'** (–s, –s) (*pron.* a-djö') adieu, good-by

ah'nen *wk.* have a presentiment, suspect

all *indef. adj. or pron.* all, all the; each, every, any; ∼**es** all, everything, everybody; *pl.* all, everybody; ∼**es andere** everything else; ∼**e andern** all the other (42); ∼**es was** everything that

allein' *indecl. adj., adv., or coörd. conj.*, alone; only; but, yet

allerdings' *adv.* to be sure, it is true, sure enough

allerlei' *indecl. adj.* all kinds of

allerliebst' *adj.* most charming, most lovely, dearest

al'les *see under* all

als *subord. conj.* as, when; than; (*after a negative*) but; (*with inverted order* = ∾ ob, ∾ wenn, ∾ wie) as if

al'so *adv.* so, therefore, consequently

alt *adj.* old, ancient; meine Alte my old woman; der Alte the old man

der **Altar'** (-s, -e *or* ¨e) altar

am = an dem

der **Am'boß** (-sses, -sse) anvil

das **Amt** (-[e]s, ¨er) office

an *prep.* (*dat. or acc.*), *sep. pref.*, *or adv.*, on (beside), at, by, to

an'|binden *str.* (band, gebunden) tie up, tether

der **An'blick** (-s, -e) sight

an'|blicken *wk.* look at

die **An'dacht** devotion

das **An'denken** (-s, -) memory, remembrance (an *acc.* of)

an'der *adj.* other, next, second, different; zum ∾n Mal (for) the second time; alles ∾e everything else

an'ders *adv.* otherwise, different; was konnte ich ∾ machen what else could I do

die **Än'derung** (-en) change

der **An'fang** (-s, ¨e) beginning; im (*or* zu) ∾ in the beginning

an'|fangen *str.* (fängt, fing, gefangen) begin, start

an'fangs *adv.* in the beginning, at first

an'gebunden *past part. of* an'binden

an'geheftet *past part. of* an'heften

an'gekauft *past part. of* an'kaufen

der **An'geklagte** (*decl. as adj.*) the accused (man, woman)

an'gekommen *past part. of* an'kommen

an'gekündigt *past part. of* an'kündigen

das **An'gesicht** (-s, -er) face, countenance

an'gestiftet *past part. of* an'stiften

an'|greifen *str.* (griff, gegriffen) attack, affect

die **Angst** fear, anxiety, terror

ängst'lich *adj.* anxious, nervous, timid

die **An'hänglichkeit** devotion

an'|heften *wk.* attach to, pin on

an'|kaufen *wk.* buy, purchase

die **An'klage** (-n) accusation

an'|klagen *wk.* accuse

der **An'kläger** (-s, -) accuser

an'|kommen *str.* (kam, ist gekommen) arrive

an'|kündigen *wk.* announce, advertise

an'|lächeln *wk.* smile at

An'no (*Latin*) in the year

an'|reden *wk.* speak to, address, accost

an'|schauen *wk.* look at

an'|sehen *str.* (sieht, sah, gesehen) look at

anstatt' *prep.* (*gen.*) instead of

an'|stecken *wk.* set on fire

an'|stiften *wk.* contrive, stir up; was hast du angestiftet what (mischief) have you been up to

der **An'teil** (-s, -e) share

die Ant'wort (-en) answer, reply (auf *acc.* to); zur ∾ in answer, in reply
ant'worten *wk.* answer
die An'zahl number, quantity
an'|ziehen *str.* (zog, gezogen) put on
der Appetit' (*gen.* -s) appetite
die Ar'beit (-en) work; task
ar'beiten *wk.* work
är'gerlich *adj.* angry
är'gern *wk.* vex, annoy, anger
arm *adj.* poor; **der Arme** the poor fellow
der Arm (-es, -e) arm
die Armee' (*pl.* Arme'en) army
die Art (-en) kind, sort, species
der Arzt (-es, ⁻e) physician, doctor
die Asch'e (-n) ashes
āß *past tense of* es'sen
a'temlos *adj.* breathless
at'men *wk.* breathe
auch *adv.* also, too, besides; even; (*after* wie, was, wo) ever; ∾ nicht nor, neither
auf *prep.* (*dat.*, *acc.*), *sep. pref.*, *or adv.*, on (upon), up at, up to, up
auf'|blasen *str.* (bläst, blies, geblasen) blow up, puff up, blow open
auf'|fangen *str.* (fängt, fing, gefangen) catch up, catch (while in motion), intercept
auf'|geben *str.* (gibt, gab, gegeben) give up, drop (a friend)
auf'|gehen *str.* (ging, ist gegangen) rise
auf'gestanden *past part. of* auf'stehen
auf'gestellt *past part. of* auf'stellen
auf'getan *past part. of* auf'tun
auf'|machen *wk.* open
die Auf'regung (-en) excitement, agitation
auf'|setzen *wk.* set up, put on, assume
auf'|springen *str.* (sprang, ist gesprungen) spring up, jump up
auf'stand *past tense of* auf'stehen
auf'|stehen *str.* (stand, ist gestanden) get up, rise, arise; rise up in arms
auf'|stellen *wk.* put up, post, place, station
auf'|tun (tat, getan) *wk.* open
auf'wärts *adv.* upwards, up
das Au'ge (-s, -n) eye; einen nicht aus den ∾n lassen watch a person closely, not trust a person out of your sight
der Au'genblick (-s, -e) moment, instant; in diesem ∾ at this moment
das Augs'burg (*gen.* -s) Augsburg (a city in Germany)
die Auktiōn' (-en) auction
der Auktiona'tor (-s, -to'ren) auctioneer
aus *prep.* (*dat.*), *sep. pref.*, *or adv.*, out of, of; over, past, ended
aus'|brechen *str.* (bricht, brāch, gebrochen) break out, begin, occur

aus'|breiten *wk.* spread, spread out

aus'drücklich (*or* ausdrück'lich) *adj.* express, explicit

die **Aus'führung** (–en) execution, performance

aus'|marschieren *wk.* (*aux.* sein) march out, march away

aus'rief *past tense of* aus'rufen

aus'|rufen *str.* (rief, gerufen) cry out, exclaim

aus'|sehen *str.* (sieht, sah, gesehen) *intr.* look, appear

das **Aus'sehen** (*gen.* –s) appearance

au'ßerdem *adv.* besides, moreover

au'ßerhalb *prep.* (*gen.*) outside of

der **Bach** (–es, ¨e) brook

die **Back'e** (–n) cheek

das **Ba'den** (–s) Baden (a state in Germany)

ba'disch *adj.* of Baden, Badenese

bald *adv.* soon; ~ . . . ~ now . . . now

band *past tense of* bin'den; ~ . . . los *past tense of* los'binden; ~ . . . zusam'men *past tense of* zusam'menbinden

das **Band** (–es, ¨er) ribbon

bang *adj.* anxious, frightened, worried (um about); es ward ihr sehr ~ she became apprehensive

die **Bank** (¨e) bench

bankerott' *adj.* bankrupt

der **Bankerott'** (–s, –e) bankruptcy, failure

der **Bär** (–en, –en) bear

der **Barbier'** (–s, –e) barber

der **Barbier'beutel** (–s, –) barber's bag

der **Barbier'junge** (–n, –n) barber's apprentice

der **Bart** (–es, ¨e) beard

die **Baß'stimme** (–n) bass voice; mit einer ~ schreien shout in a bass voice

bat *past tense of* bit'ten

das **Bataillon'** (*pron.* Ba-tal-jōn') (–s, –e) battalion

der **Bat'zen** (–s, –) batzen (a small German coin worth about 3 cents; now obsolete)

bau'en *wk.* build, erect; cultivate

der **Bau'er** (–s *or* –n, –n) peasant, farmer

die **Bau'ernfrau** (–en) peasant woman, peasant's wife

der **Baum** (–es, ¨e) tree

der **Baum'stamm** (–s, ¨e) trunk of a tree

das **Bay'ern** (–s) Bavaria (a kingdom in Germany)

beant'worten *wk.* answer

bedäch'tig *adj.* deliberate

bedank'en *wk. refl.* thank; sich bei einem ~ thank a person

bedeck'en *wk.* cover

bedenk'lich *adj.* doubtful, critical

bedeu'ten *wk.* signify, mean

been'den *wk.* finish, end

befahl' *past tense of* befeh'len

der **Befehl'** (–s, –e) order, command; ~ geben command, give the command

befeh'len *str.* (befiehlt', befahl' befoh'len) (*w. dat. of person*) command, order
befoh'len *past part of* befeh'len
begann' *past tense of* begin'nen
begeg'nen *wk.* (*dat.*, *aux.* sein) meet
begin'nen *str.* (begann', begon'nen) begin
beglei'ten *wk.* accompany
beglück'en *wk.* make happy
begrü'ßen *wk.* greet, salute
behal'ten *str.* (behält', behielt', behal'ten) keep
behiel'te *past subj. of* behal'ten
bei *prep.* (*dat.*), *sep. pref.*, *or adv.*, at, near, with, at the house of; ∾ sich (*or* ∾ sich selbst) to himself, to herself
bei'de *indef. adj. or pron.* (*pl.*) both, two; alle ∾ both of them; die ∾n the two; die ∾n andern the other two
beim = bei dem
das **Bein** (–es, –e) leg
beina'he *adv.* almost, nearly
beisei'te *adv.* aside
bei'ßen *str.* (biß, gebis'sen) bite
bekannt' *past part. of* beken'nen; *part. adj.* well known, familiar; ∾ machen *tr.* announce, make known
beken'nen *irreg. wk.* (bekann'te, bekannt') acknowledge; know
bekom'men *str.* (bekām', bekom'men) get, receive
bela'den *str.* (belädt', belud', bela'den) load
bel'len *wk.* bark
bemer'ken *wk.* notice, perceive
das **Bemer'ken** (*gen.* –s) remark
beor'dern *wk.* give orders to, detail
bequem' *adj.* comfortable, easy
der **Berg** (–es, –e) mountain
das **Berg'lied** (–s, –er) mountain song
der **Berg'mann** (–s, –leute) miner
berich'ten *wk.* report, give an account of
berüh'ren *wk.* touch
besāß' *past tense of* besit'zen
beschau'en *wk.* look over, examine, inspect
beschei'den *str.* (beschied', beschie'den) give, bestow
beschei'den *adj.* modest
die **Besche'rung** bestowal of presents; jetzt haben wir die ∾ now we are in for it, this is a fine business
beschie'den *past part. of* beschei'den
beschlie'ßen *str.* (beschlŏß', beschlŏs'sen) resolve, decide, conclude
beschlöß' *past tense of* beschlie'ßen
der **Beschlüß'** (–sses, ⸗sse) resolution, determination
beschmutzt' *part. adj.* soiled, dirty
beschnob'bern *wk.* sniff at
beschüt'zen *wk.* protect
die **Beschwēr'de** (–n) pain
beschwēr'lich *adj.* wearisome, irksome, burdensome
beset'zen *wk.* occupy
besie'gen *wk.* overcome, defeat
die **Besin'nung** consciousness

besit'zen *str.* (besaß', beses'sen) possess, own

beson'ders *adv.* especially, in particular

besor'gen *wk.* attend to

bes'ser *comp. of* gut

bestan'den *past tense or past part. of* beste'hen

beste'hen *str.* (bestand', bestan'den) consist (aus of)

bestei'gen *str.* (bestieg', bestie'gen) mount, ascend

bestel'len *wk.* order (food etc.)

bestieg' *past tense of* bestei'gen

bestim'men *wk.* appoint, set, designate (zu for)

bestimmt' *part. adj.* definite, distinct, positive

besu'chen *wk.* go to see, visit, attend

der **Besu'cher** (–s, –) visitor

be'ten *wk.* pray

die **Bet'glocke** (–n) prayer bell

betro'gen *past tense or past part. of* betrü'gen

betrü'gen *str.* (betrog', betro'gen) swindle, cheat

betrunk'en *part. adj.* drunk, intoxicated

das **Bett** (–es, –en) bed

beugte . . . ab' *past tense of* ab'beugen

der **Beu'tel** (–s, –) bag

bevor' *subord. conj.* before

bewah'ren *wk.* preserve

bewe'gen *wk.* move, affect; *refl.* move, stir

bewegt' *part. adj.* moved, agitated

der **Bewoh'ner** (–s, –) inhabitant

bezah'len *wk.* pay, pay for

die **Bi'bel** (–n) Bible

bie'gen *str.* (bog, gebo'gen) bend

bie'ten *str.* (bot, gebo'ten) offer, bid

die **Bilanz'** (–en) balance (commercial)

das **Bild** (–es, –er) picture

bil'lig *adj.* cheap, reasonable

bin *pres. tense of* sein

bin'den *str.* (band, gebun'den) bind

bis *prep.* until, as far as; ∾ **an**, ∾ auf (*acc.*), ∾ zu (*dat.*), to, as far as, even to; ∾ **auf diesen Tag** to this very day (16 16); **in zwei ∾ drei Tagen** in from two to three days

biß *past tense of* bei'ßen

bist *pres. tense of* sein

die **Bit'te** (–n) request

bit'ten *str.* (bat, gebe'ten) ask, request, beg; **ich bitte um Verzeihung** I beg your pardon

bit'ter *adj.* bitter; **das Bitterste** hardest of all

bit'terlich *adv.* bitterly

das **Biwak'** (–s, –s) camp, bivouac

blank *adj.* shining, bright

der **Blas'balg** (–s, ⁼e) bellows

blaß *adj.* pale

das **Blatt** (–es, ⁼er) leaf

blau *adj.* blue; **das Blaue** the blue, *i.e.* clear sky (73 2)

blei'ben *str.* (blieb, ist geblie'ben) stay, remain

blen'den *wk.* dazzle, blind

blick'en *wk.* look (nach at)
blieb . . . ste'hen *past tense of* ste'henbleiben
blies . . . auf' *past tense of* auf'=blasen
der **Blitz** (–es, –e) lightning, flash of lightning
blitz'en *wk.* lighten, twinkle; rage
bloß *adv.* only, merely, simply
blü'hen *wk.* bloom, blossom
der **Blu'menkranz** (–es, ¨e) wreath of flowers
das **Blut** (–es) blood
die **Blü'te** (–n) blossom
blu'tig *adj.* bloody
der **Bo'den** (–s, ¨) ground; bottom; see Handwerk
bog *past tense of* bie'gen
der **Bo'gen** (–s, –) bow (of a fiddle)
das **Boot** (–es, –e) boat
bor'gen *wk.* borrow, lend
bös(e) *adj.* bad, wicked; angry
bot *past tense of* bie'ten
brāch . . . aus' *past tense of* aus'=brechen
brach'te *past tense of* bring'en; ∾ . . . zustan'de *past tense of* zustan'debringen
bräch'te *past subj. of* bring'en
die **Bran'dung** breakers, surf
brann'te *past tense of* bren'nen
der **Bra'ten** (–s, –) roast
brau'chen *wk.* need, require
das **Braun'schweig** (–s) Brunswick, a city in Germany
brau'sen *wk.* roar
brav *adj.* brave, gallant
brech'en *str.* (bricht, brāch, ge=broch'en) break

breitete . . . aus' *past tense of* aus'breiten
bren'nen *irreg. wk.* (brann'te, ge=brannt') burn
bricht *pres. tense of* brech'en
der **Brief** (–es, –e) letter
der **Brief'träger** (–s, –) letter carrier, postman
bring'en *irreg. wk.* (brach'te, ge=bracht') bring, take
das **Brot** (–es, –e) bread
der **Bru'der** (–s, ¨) brother
das **Brü'ten** (*gen.* –s) brooding
der **Bu'be** (–n, –n) boy
das **Būch** (–es, ¨er) book
der **Būch'halter** (–s, –) bookkeeper
die **Büch'se** (–n) (*pron.* chs = ks) gun, rifle
der **Bund** (–es, ¨e) alliance
die **Burg** (–en) (feudal) castle, citadel, stronghold
der **Bür'ger** (–s, –) burgher, townsman; *pl.* townspeople
der **Bursch(e)** (–n, –n) fellow
der **Busch** (–es, ¨e) bush, thicket

der **Chĕf** (*pron.* Schĕf) (–s, –s) chief, superior

da *adv. or subord. conj.* then, there, here; when, as, inasmuch as, since; *often not to be translated, especially after* wenn *or* als *in the preceding clause*
dabei' (*emphatic* da'bei) *adv.* with it, with that, there, at the same time; was wäre weiter ∾ what of it

das Dach (–es, ⁼er) roof
dach'te *past tense of* denk'en
dafür' (*emphatic* da'für) *adv.* for it, for that, *etc.*
daher' (*emphatic* da'her) *adv. or sep. pref.* from that place, thence, along; ∾ . . . kām *past tense of* daher'kommen
daher'|kommen *str.* (kām, ist gekommen) come along
dahin' (*emphatic* da'hin) *adv.* there, thither, to that place; bis ∾ until then; by then (53 7)
da'mals *adv.* at that time
die Da'me (–n) lady
damit' (*emphatic* da'mit) *adv. or subord. conj.* with it, with that, saying that; so that, that
dank'bar *adj.* thankful, grateful (ge'gen *acc.* to)
dank'en (*dat.*) *wk.* thank, give thanks for
dann *adv.* then; ∾ und wann now and then
daran' (*emphatic* da'ran) *adv.* on it, in it, near it (that, them, *etc.*); thereon
darauf' (*emphatic* da'rauf) *adv.* on it, upon it, thereupon, thereafter, after that, afterwards
darf *pres. tense of* dür'fen
darin' (*emphatic* da'rin) *adv.* therein, in it, *etc.*
darü'ber (*emphatic* da'rüber) *adv.* over it, above it, besides; on account of it
darŭm' (*emphatic* da'rum) *adv.* for that reason, therefore
das *see* der
dasſel'be *see* derſel'be
da'stand *past tense of* da'stehen
da'|stehen *str.* (stand, gestanden) stand there, stand here; be
daß *subord. conj.* that, so that
dau'ern *wk.* continue, endure
davon' (*emphatic* da'von) of it; of you; away
davon'|kommen *str.* (kām, ist gekommen) get off
davon'|reiten *str.* (ritt, ist geritten) ride away
davon'|rennen *irreg. wk.* (rannte, ist gerannt) run away
dazu' *adv.* thereto, to it, besides, for that, *etc.*; noch ∾ to boot
dazwisch'en *adv.* (in) between, between them, *etc.*
der De'gen (–s, –) sword
dein (dei'ne, dein) *poss. adj.* thy, thine, your; = deiner, *gen. of* du, 75 3
dei'ner (dei'ne, dei'nes) *poss. pron.* thine, yours
dem *dat. of* der *or* das
demſel'ben *dat. of* derſel'be *and* dasſel'be
den *acc. of* der
de'nen *dem. pron. or rel. pron.* (*dat. of* die *pl.*) to them, to whom, for them, *etc.*
denk'en *irreg. wk.* (dach'te, gedacht') think (an *acc.* of); expect, suspect
das Denk'en (*gen.* –s) thinking
denn *coörd. conj. or adv.* for; then, pray
den'noch *adv.* yet, nevertheless, but, just the same

denſel'ben *acc. sing. or dat. pl. of* derſel'be

der (die, das) *def. art.* the; *dem. pron. followed by normal order* this, that, he, she, it; that fellow, *etc.*; *rel. pron. followed by dependent order* who, which, that

dereinſt' *adv.* some day, at some future time

der'jenige (die'jenige, das'jenige) *dem. adj. or pron.* he, she, it; the one (**28** 12); *pl.* those. *Generally used before a rel. pron. as its antecedent, as in* **28** 12

derſel'be (dieſel'be, dasſel'be) *dem. adj. or pron.* the same, he, she, it; that

derſel'ben *gen. or dat. of* dieſel'be

des *gen. of* der *or* das

des'halb (*or* deshalb') *adv.* on that account, for that reason, therefore

desſel'ben *gen. of* derſel'be *or* dasſel'be

deſ'ſen (*gen. of* der *or* das *as dem. or rel. pron.*) whose; his (**57** 21); of him, *etc.*

deſt'o *adv.* (*generally used before comparatives*) the, so much the; je mehr ∾ beſ'ſer the more the better (*see under* je)

des'wegen (*or* deswe'gen) *adv.* on that account, for that reason, therefore

deuch'te *past tense of* dün'ken

deut'lich *adj.* clear, distinct, evident

deutſch *adj.* German; **ein Deut'ſcher** a German (man or boy)

das Deutſch'land (*gen.* -**s**) Germany

der Diamant' (-en) diamond

dich *acc. of* du thee, you

dicht *adj.* close, dense; ∾ **an** *w. acc.* close to, close by; **ein** ∾**er Bart** a heavy beard

dick *adj.* thick, fat, corpulent

die *see* der

die'jenige *see* der'jenige

die'nen *wk.* (*dat.*) serve

der **Die'ner** (-s, -) (man)servant

der **Dienſt** (-es, -e) service

das **Dienſt'pferd** (-es, -e) army horse (furnished by the government)

dienſt'untauglich *adj.* unfit for (military) service

dies = die'ſes; *see* dieſer

dieſel'be *see* derſel'be

die'ſer (die'ſe, die'ſes) *dem. adj. or pron.* this, that, the latter (jener the former); *pl.* they (**49** 22)

das **Ding** (-es, -e) thing

dir (*dat. of* du) to thee, to you, for you, you

dŏch *adv.* yet, nevertheless, anyhow, but, after all, pray, indeed, to be sure, surely, certainly. *Often difficult to translate*

der **Dom** (-es, -e) cathedral; dome, cupola

der **Don'ner** (-s, -) thunder

don'nern *wk.* thunder

die **Don'nerſtimme** (-n) voice like thunder

dop'pelt *adj.* double, twice
das **Dorf** (–es, ⁼er) village
der **Dorn** (–es, –en) thorn
dort *adv.* there, yonder
dorthin' *adv.* there, thither, that way
der **Drago'ner** (–s, –) dragoon
drau'ßen *adv.* out there, outside, out of doors
dre'hen *wk.* turn; *refl.* whirl, gyrate
dreht . . . um' *pres. tense of* um'drehen
drei *num. adj.* three
dreihun'dert *num. adj.* three hundred
drei'mal *adv.* three times, thrice
drei'ßig *num. adj.* thirty
dring'en *str.* (drang, ist gedrun'gen) penetrate, force your way, press forward
drit'te *num. adj.* third
das **Drit'tel** (–s, –) third
drit'tens *adv.* thirdly, in the third place
dro'ben *adv.* up there, above, on high
drü'ben *adv.* over there
drück'en *wk.* press, oppress
du *pers. pron.* thou, you; *gen.* dein, 75 3
dumm *adj.* stupid, dull; foolish
die **Dumm'heit** (–en) stupidity
dunk'el *adj.* dark
dünk'en *wk.* (dünk'te, gedünkt'; *or* deuch'te, gedeucht') think; *impers. w. dat. or acc.*: es dünkt mir (*or* mich) it seems to me, I think
dünn *adj.* thin, emaciated
durch *prep.* (*acc.*) through
dür'fe *pres. subj. of* dür'fen
dür'fen *wk.* (darf, durf'te, gedurft') be allowed, may; **nicht** ∾ must not
der **Durst** (*gen.* –es) thirst
durst'ig *adj.* thirsty

e'ben *adv.* just, just now
e'benso *adv.* just as, just so, just
das **Ech'ternach** (*gen.* –s) Echternach (a town in Germany)
die **Eck'e** (–n) corner
das **Edikt'** (–s, –e) edict, decree
eh *or* **e'he** *subord. conj.* before
die **Eh're** (–n) honor; die seinem Herzen ∾ machte which reflected great credit on his kindheartedness (humaneness)
eh'ren *wk.* honor
das **Eh'renwort** (*gen.* –s) word of honor, parole
ehr'lich *adj.* honest
ei *interj.* well, why, ah, indeed
ei'gen *adj.* own
das **Ei'gentum** (–s, ⁼er) property
die **Ei'le** haste
ei'len *wk.* (*aux.* sein) hasten, hurry
der **Ei'mer** (–s, –) pail, bucket
ein (eine, ein) *indef. art.* a, an; *num. adj.* one; *sep. pref.* in, into; so ∾, solch ∾, ∾ solcher, such a; was für ∾ what a; welch ∾ what a
einan'der *adv.* one another, each other

das Ein'beck (*gen.* -s) Einbeck (a town in Germany)
ein'|berufen *str.* (berief', beru'fen) call out (the militia, etc.)
ei'ner (ei'ne, ei'nes *or* eins) *indef. pron.* one, anybody, somebody
ein'gepackt *past part. of* ein'packen
ein'geschlafen *past part. of* ein'schlafen
ein'geschlossen *past part. of* ein'schließen
ein'geteilt *past part. of* ein'teilen
ei'nige *indef. adj. or pron.* some
ein'mal *adv.* once, one time; noch ~ once more, again; auf ~ all at once, suddenly; einmal' *adv.* once, once on a time; nicht ~ not even; noch ~ again, once more
der Ein'marsch (-es, ⸗e) marching in, entry
ein'|nehmen *str.* (nimmt, nahm, genommen) take in, take, receive; capture
ein'|packen *wk.* pack, pack up
eins *indef. pron.* one; ~ trinken have a drink
ein'sam *adj.* lonely, solitary
ein'|schlafen *str.* (schläft, schlief, ist geschlafen) go to sleep, fall asleep; be asleep
ein'|schließen *str.* (schlŏß, geschlŏssen) shut in, lock up; surround
einst *adv.* at some future time, some day; once on a time
ein'|teilen *wk.* divide
ein'|treten *str.* (tritt, trat, ist getreten) enter, appear
ein'|wiegen *wk.* rock to sleep
ein'|willigen *wk.* consent
die Ein'willigung consent, permission, approval
der Ein'wohner (-s, -) inhabitant
ein'zig *adj.* only, single; das ~e was the only thing that (68 8)
das Ei'sen (-s, -) iron
das Ei'senbach Eisenbach (a town in Germany)
ei'sern *adj.* iron, of iron
das El'saß (*gen.* - *or* -sses) Alsace (a province of Germany)
die El'tern *pl. noun* parents
der Empfang' (-s, ⸗e) receipt
empfang'en *str.* (empfängt', empfing', empfang'en) receive
empfing' *past tense of* empfang'en
die Empö'rung (-en) revolution, rebellion
das En'de (-s, -n) end; zu ~ at an end; zu ~ kommen come to a close, end
en'den *wk.* end, finish
en'digen *wk.* end, finish
end'lich *adv.* at last, finally
der Eng'el (-s, -) angel
die Entbeh'rung (-en) privation
entfernt' *adj.* distant; away
entge'gen *sep. pref. or prep.* (*dat.*; *generally following the noun*) toward, to meet
entge'gen|halten *str.* (hält, hielt, gehalten) hold toward, hold out to
entgeg'nen *wk.* answer, reply
enthal'ten *str.* (enthält', enthielt', enthal'ten) contain
enthielt' *past tense of* enthal'ten



